

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798 /
1925
II

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

Bibliothek
der
Unter-
haltung-
und des
Wissens
Jahrgang
1925
Band
1



BÜCHER VON
SAMMLUNG

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Die Meisterschaften des Walter Issing

Ein Sportroman von Werner Scheff

Geheftet Om. 3. —, in Halbleinen Om. 4.50
Werner Scheff ist — wie der Held dieses
Romans ein Meister des Sports ist — ein
Meister der Feder. Er ist innerhalb weniger
Jahre eine Verühmtheit geworden, dessen
neue Schöpfungen stets mit Spannung
erwartet werden. In den „Meisterschaften
des Walter Issing“ zeigt er sich auf der-
selben unerreichten Höhe des Schaffens wie
in seinem Werk „Der Mann im Sattel“

Zu haben in allen Buchhandlungen

An unsere Leser!

Den neuen (49.) Jahrgang der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ eröffnen wir – sicher zur großen Freude aller Abnehmer – mit der

Wiedereinführung der beliebten und dauerhaften roten

Ganzleinen-Einbände,

obwohl jeder Einband gegen früher auf etwa das Dreifache zu stehen kommt.
Ferner haben wir den gebotenen Lesestoff durch

Erweiterung des Umfangs der Bände

vermehrt. Trotz alledem wurde der Preis auf nur Gm. 1.30 für jeden Band festgesetzt, wodurch jedermann die Anschaffung einer interessanten und dauernd wertvollen Hausbibliothek unter Aufwendung geringer Mittel ermöglicht wird. Die große Mannigfaltigkeit des Inhalts der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ ist weltbekannt; in vielen

Millionen von Bänden

überall dort verbreitet, wo man deutsch spricht, auch im fernen Ausland, erfüllt die „Bibliothek“ ihre Aufgabe, fesselnde, anregende und nützliche Unterhaltung zu gewähren, ein erzählender Sorgenbrecher zu sein und das Wissen ihrer Leser zu bereichern.

Der neue Jahrgang beginnt mit dem spannenden, russischen Leben hochinteressant schildernden großen Gesellschafts-Roman

Evas Smaragden. Von Alexandra Bosse

Daran reihen sich andere Romane, ernste und heitere Erzählungen namhafter und beliebter Schriftsteller, zahlreiche, mit Bildern erläuterte Beiträge aus allen Gebieten des Wissens und des praktischen Lebens, Berichte über fremde Länder und Völker, insbesondere das von Deutschen besiedelte Ausland, Zeitvertreib, Denkaufgaben, Sport und Gesundheitspflege, Erwerbsfragen, Erprobtes und Nützliches fürs Haus usw.

Ein Preisauschreiben mit wertvollen Bücherpreisen
wird im 2. Bande veröffentlicht.

Der erste Preis ist eine zehnbändige Romanbibliothek
beliebtester Schriftsteller.

Wir bitten um Weiterempfehlung der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ in Ihren Kreisen

Die Schriftleitung und Verlagsbuchhandlung
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien

Alle 4 Wochen erscheint ein schöngebundener Band

Gute Bücher für die Hausbibliothek

Das Buch vom gefunden und kranken Menschen

Von Dr. E. E. Voß, weil. Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig
Neue (18.), vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage
Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Baish, Dr. Deutenmüller, Prof. Dr. Goeßler,
Privatdozent Dr. Jüngling, Prof. Dr. Kuhn, Dr. Lindner, Prof. Dr.
Kessl, Dr. Söldner, Dr. Fritz Veiel und Prof. Dr. Weitz herausgegeben von
Dr. med. Wilhelm Camerer

Mit 152 Abbildungen und 13 Tafeln im Text, sowie 5 farbigen Einhalttafeln
In Halbleinenband geb. Gm. 14.— (Schw. Fr. 18.—)
Voßs Buch vom gefunden und kranken Menschen ist als wertvoller Ratgeber und
Nothelfer bewährt und ein unentbehrliches Hausbuch für jede Familie.

Gesunde Küche

Ein Lehrbuch richtiger Ernährung und Speisenerbereitung
Mit 1216 erprobten Rezepten

Von Prof. Dr. Heinrich Kraft und Frau Helene Kraft
Zwei Teile in einem Band. Gebunden Gm. 7.50 (Schw. Fr. 10.—)

Hausfchreinerei

Eine Beschreibung, wie man sich mit den einfachsten Mitteln allerhand Möbelstücke
und Einrichtungsgegenstände selbst herstellen kann

Von Eberhard Schnehler
141 Seiten in Taschenformat. Gebunden Gm. 1.40 (Schw. Fr. 2.—)

Werkbuch fürs Haus

Eine Anleitung zur Handfertigkeit für Bastler
Von Eberhard Schnehler

26.—35. Auflage. Mit 409 Abbildungen. Praktisch geb. Gm. 6.50 (Schw. Fr. 8.—)
Das Buch erweist sich als ein Ratgeber für alle Fälle des häuslichen Lebens, wo es
auf praktische Handfertigkeit ankommt, und wer darauf das Sachverzeichnis durch-
sieht, wird kaum in Verlegenheit geraten.

Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon

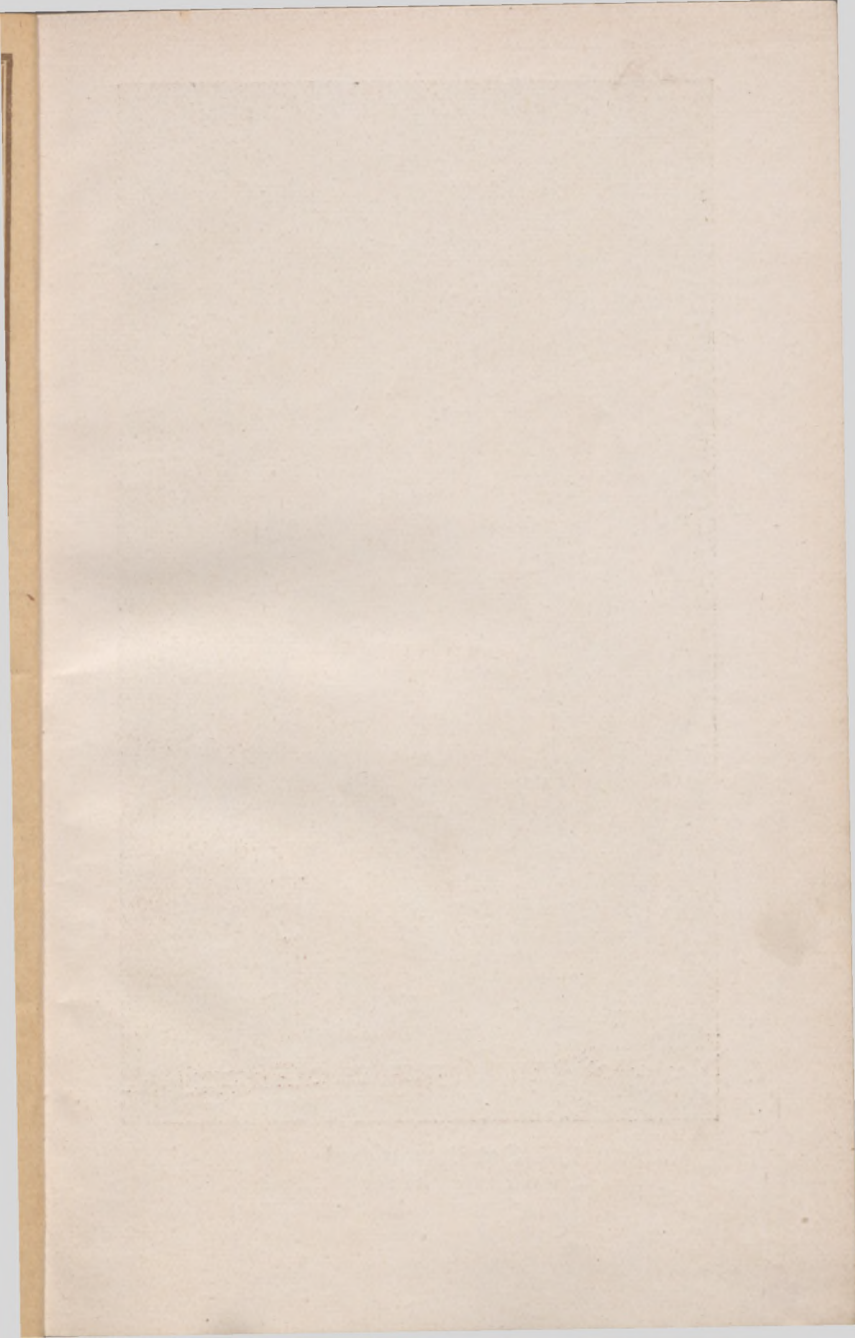
Neunte, gänzlich umgearbeitete und bis auf die Gegenwart ergänzte Auflage
1786 Spalten Text mit 32 Bildertafeln

In Ganzleinenband praktisch geb. Gm. 4.50 (Schw. Fr. 6.—)
Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon gibt auf 100 000 Fragen des Augenblicks
rasche Auskunft und ist für jeden Schreibtisch unentbehrlich.

Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung

Nebst einer eingehenden Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von
den Satzzeichen. Zugleich ein Handbuch der deutschen Wortkunde und der Fremd-
wortverdeutschung sowie ein Ratgeber für Fälle schwankenden Sprach- und Schreib-
gebrauchs. Bearbeitet von K. Erbe, Gymnasialrektor a. D. in Ludwigsburg.
5., nach dem neuesten Stand der Rechtschreibung bearbeitete und erweiterte Ausgabe.
102.—111. Tausend. Enthält über 100 000 Wörter.
In Halbleinen gebunden Gm. 3.60 (Schw. Fr. 4.80)

Zu haben in allen Buchhandlungen





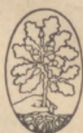
Das Brautgeschenk

Nach einem Gemälde von Emil Braak

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von
hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

1. Band / Jahrgang 1925



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

013798



II
—

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Don Juan / Novelle von E. Grupe-Lörcher	5
Evas Smaragden / Roman von Alexandra von Bosse	48
Merkwürdige Verhältnisse und Freundschaften unter Tieren / Von Dr. Karl Max Gnädler Mit 10 Bildern	97
Wanderung über den Rennsteig im Thü- ringer Wald / Von Hans Gerhard Walters- hausen / Mit 9 Bildern	122
Bananenfrüchte / Von Emil Gienapp / Mit 6 Bildern	133
Getreue Nachbarn / Humoreske von E. Sinteniz- Jahrow	145
Eigenartiger Fischfang mit Drachen / Von K. von Jezewski / Mit 3 Bildern	152
Der Puksifisch / Von Ola Alfén / Mit 4 Bildern	156
Das Hufeisen / Von Hedwig Lohß	162
Auf der Alligatorenfarm / Von Karl Melius Mit 5 Bildern	171
Die Zubereitung pflanzlicher Nahrungsmittel Von Professor Dr. Heinrich Kraft	178
Ein neuer elektrischer Kochapparat für den Hausgebrauch / Von Emanuela Brünning Mit 3 Bildern	190

Mannigfaltiges

Verjüngt	193
Die Taschenuhr als Kompaß / Mit Bild	197
Spitznamen für Lokomotiven	198
Häuser mit drehbaren Wohnräumen / Mit 2 Bildern	200
Trinkwasser aus Lianen	201
Was macht das Bier trüb? / Mit Bild	202
„Wer den Schaden hat . . .“	204
Zur Besinnung gebracht	205
Heimggegeben	205
Enthülltes Geheimnis	206
Warum ein Kurpfuscher keinen Glauben fand . . .	206
Galgenstricke unter sich	207
Einmal nimmt alles ein Ende	207
Auflösungen der Rätsel des 13. Bandes, Jahrg. 1924	208

Rätsel

Rahmenrätsel 47. Rätsel 96. Ergänzungsaufgabe	121.
Bilderrätsel „Das Schlüsselchen“	132. Geographisches
Kammrätsel 151. Homonym	189. Rätsel 189.

Zwei Kunstblätter

Das Brautgeschenk. Vierfarbendruck. Nach einem Gemälde von Emil Brack. Unbegründete Eifersucht. Nach einem Gemälde von Hugo Kauffmann.

Don Juan

Novelle von E. Grupe-Lörcher

Sevilla richtete sich zu einer Renommierfahrt. Don Juan Bonal stieg ruhig und gelassen vom ersten Stockwerk in den mit weißen Marmorfliesen bedeckten Innenhof seines Hauses hinab. Warum sollte auch er, der reichste Junggeselle von Sevilla, sich für irgend jemand oder irgend etwas beeilen?

Drunten reichte ihm der Diener den Hut und das gefüllte Zigarettenetui. Während Don Juan sich gelassen eine Zigarette anzündete, plätscherte der hohe Strahl des Springbrunnens in der Mitte in seiner Nähe und übersprühete rings die vielen grünen Topfgewächse und Fächerpalmen in ihren Kübeln, die den lieblichsten Schmuck des Hofes bildeten. Was alles hätte dies flüsternde Wasser erzählen können! Von Generationen des Hauses, die vorher hier gefessen, in dem nun der letzte Sproß in sorglosem Genießen lebte? Klagten die flüsternden Tropfen, daß immer nur Geliebte durch diese Räume geschritten — die schnell wieder entglitten waren? Daß noch nicht der Zauber eines weißen, duftigen Brautschleiers und der Hauch schwerer, süßer Drangenblüten vom Brautkranz einer rechtmäßigen jungen Gebieterin an all den grünen Gewächsen und dem weißen Marmorbecken vorbeigeschwebt war?

„Ich habe Zeit!“ war das Leitwort Don Juans. Und so ließ er sich auch Zeit mit dem Heiraten. Er ließ sich auch jetzt Zeit, zur allwöchentlichen Renommierfahrt in seinem Auto zu erscheinen, bei dem sich ganz Sevilla draußen im Parke Maria Luisa und am Ufer des Guadalquivirs begegnete, und der immer eine bunte Heerschau schöner Frauen und Mädchen bot. Denn er liebte in allem die Höhe, den Kulminationspunkt, auch

in gesellschaftlichen Dingen — er, der sorglose Genießer und Lebenskünstler.

Vor der Tür des Hauses, das, wie die meisten alten Patrizierhäuser, in einer der schmalen Straßen der alten Stadt lag, übergab der Chauffeur dem Herrn das Auto. Don Juan liebte es, auf dem Wagenkorso selbst zu steuern. An einer Biegung der nächsten Straße stoppte er.

„Holla! Don Luis! Wohin?“

Ein schlanker junger Mann blieb auf den Anruf stehen.

„Einen Spaziergang zum Park hinaus.“

Don Juan öffnete den Schlag neben seinem Sitz. „Bitte, mein Wagen steht Ihnen zur Verfügung! Bereiten Sie mir das Vergnügen, mich zu begleiten.“

Don Luis de Lara lächelte und stieg mit ein.

Es war eine Kaffeehausfreundschaft. Don Juan als der Reiche und Unabhängige gab sich den andern gegenüber gern als den Spendablen. Der junge Don Luis besaß zwar den Marquisentitel einer alten Familie, aber er war, wie so viele Altadelige, vermögenslos. Dafür war er strebsam und von einem Fleiß, wie wenige seiner Kaffeehausfreunde. Er arbeitete täglich viele Stunden, und deswegen imponierte er im stillen dem sorglos genießenden Don Juan vielleicht am meisten.

Der Wagenkorso befand sich auf seinem Höhepunkt. Es gelang Don Juan nur mit Mühe und Geschicklichkeit, sich mit seinem Wagen in die schier endlos lange Reihe der eleganten Herrschaftsequipagen und Autos hineinzubuglieren, die teils auf der Allee am Guadalquivir, teils um das reiche Rundell des Parkes hinauf und hinab fuhren. Unwillkürlich wurde man durch das vordere Gefährt gezwungen, Schritt zu fahren. So blieb Muse genug, die an der anderen Seite Vorbeifahrenden zu mustern. Stoff zur Unterhaltung gab es genug. Don

Juan Bonal war in Sevilla geboren und aufgewachsen. Er kannte alle Familien der Stadt. Und wenn eben auch ein elegantes Gefährt mit Kutscher und Diener mit gekreuzten Armen in Livree auf dem Bock und zwei Pferden mit einem elegant gekleideten Ehepaare von sichtlichem Wohlstand zu zeugen schien, so wußte Don Juan genau, daß hinter den Kulissen jenes Hauses die Lebenshaltung fast an Armut streifte. Und so begegnete man noch manchen, die schmuckbehangen in den Wagenkissen lehnten, und daheim anspruchslos speisten. Don Juan warf seinem jungen Gefährten diese und jene Bemerkung darüber hin, doch ohne jede Bissigkeit.

Plötzlich brach er mitten im Plaudern ab. Sein Freund sah ihn überrascht an. Don Juan rief ihm zu: „Sehen Sie dort das entzückende junge Mädchen!“

Dem Freund blieb eben noch Zeit, ein Gefährt zu überfliegen, das durch sein typisch-andalusisches Aussehen selbst hier auffiel.

Ein viersitziger Wagen mit roten Rädern trug auf vier Pfosten ein schwarzes Dach gleich einem Baldachin. Man war den Typ dieser Wagen bei reichen Gutsbesitzerfamilien gewohnt, die oft von auswärts nach Sevilla kamen. Auf dem Bock saß ein Kutscher in andalusischer Tracht: dem breitrandigen, hochköpfigen schwarzen Hut, dem boleroartigen kurzen Rock mit breitem Leibgurt, Weinkleidern, die in hohen, gelben, weichen Ledergamaschen, mit dem Schmuck von je einem Bündel feiner Lederstreifen an den Seiten, steckten. Er hielt eine Peitsche mit langem roten Stiel steif über den Pferdeköpfen. Neben ihm saß ein gleichgekleideter Diener, die Arme verschränkt. Die hellbraunen, glänzenden Pferde waren ungewöhnlich hoch gewachsen und temperamentvoll. Auf ihren Köpfen hingen kleine Wollbüschel in den

spanischen gelbroten Farben. Am Lederzeug, an ihren Leibern entlang und über die Rücken hin zogen sich gleichfalls Reihen gelbroter Pompons.

Im Innern des offenen Wagens saßen vier junge Mädchen. Elegant, nach der Mode geschmackvoll gekleidet. Unter den drei Schwarzäugigen fiel eine Blondine auf, die mit auf dem Vorderstuhle saß. Ihr hatte der halbblaute Ausdruck erstaunter Bewunderung Don Juans gegolten.

„Ob es eine Engländerin ist?“ fragte Don Juan.

Der Freund sah sich nochmals nach ihr um, da der Wagen eben an ihnen vorbeigefahren war. Im selben Augenblick sprengte ein Reiter dem Wagen nach und hielt sich, nachdem er ihn eingeholt, daneben. Don Juan, der das bemerkte, pffiff leise zwischen den Zähnen. Der Reiter auf dem rassigen Schimmel, der tänzelte und den Nacken zurückwarf, war ein Herr in mittleren Jahren, stark, fast corpulent, aber sichtlich durch Reiten und Sport trainiert. Auch er trug andalusische Tracht, und das volle, regelmäßig geschnittene Gesicht wirkte sympathisch.

Don Juan, die Hand am Steuer, neigte sich dem jüngeren Freund leicht zu. „Das ist Señor Baldiz. Er besaß in der Nähe Sevillas eine große Züchterei von Kampfstieren. Auf dem Weg nach Cordova, wissen Sie, Don Luis? Man sieht die weißen Häuser des Anwesens von der Eisenbahn aus. Aus seiner Zucht kamen fast immer die besten Tiere für die Stiergefechte. Jetzt hat er sich zur Ruhe gesetzt und ist nach Sevilla gezogen. Wahrscheinlich, um seine beiden Töchter gut zu verheiraten. Aber sie sind langweilig, und die eine, die noch als etwas klüger und witziger gelten könnte, hat einen unschönen Mund. Sämtliche Pariser Modellhüte können nichts an ihr verschönern. Señor Baldiz ist ein ausgesprochener Deutschenfreund.“

„Kennen Sie ihn, haben Sie mit ihm gesprochen?“ fragte Don Luis nicht ohne Hintergedanken und in leiser Hoffnung, denn auf ihn hatte die entzückende Blondine den tiefsten Eindruck gemacht. Er war so verwegen, anzunehmen, daß sie beim Vorbeifahren mit einem Blick auch ihn gestreift hatte, und nicht nur Don Juan.

„Ich lernte ihn bei einem Stiergefecht hier kennen, und er sagte mir, er habe ein Haus in der Calle San Fernando gekauft und die jüngste Tochter kehre bald aus einer deutschen Pension zurück. Er hielt die deutsche Erziehung für vortrefflich.“

„Und die junge Dame, Don Juan, diese hübsche Blondine? Was glauben Sie? Ist es eine Engländerin? Vielleicht ist sie eine Deutsche.“

Der ganze Corso stockte vorübergehend. Irgendwo, vielleicht an einer der Kreuzungen der Parkwege, hatte wahrscheinlich der diensttuende Polizist die Hand erhoben und die Weiterfahrt verhindert. Don Juan lehnte sich in den Sitz zurück.

„Sie mögen recht haben, Don Luis. Man ist hier gewohnt, viele Engländerinnen auf den Straßen zu treffen. Aber ich reime es mir so zusammen, daß die Jüngste, Donna Carmen, aus der deutschen Pension zurück ist und diese Dame ein deutscher Besuch sein könnte.“

„Könnte man sie doch kennenlernen,“ dachte Don Luis heimlich, aber es war wohl aussichtslos.

„Ist sie eine Deutsche, umso besser,“ sagte Don Juan. „Ich habe immer ein Faible für deutsche Damen gehabt. Sie sind klug, gebildet und meist temperamentvoller als die unseren. Man unterhält sich gut mit ihnen, sie haben viel gesehen und einen weiten Gesichtskreis. Sind Schönheiten in ihrer Art. Dieses schöne blonde Haar! Dios! Ich finde dies blonde Haar entzückend!“

Dem jungen Don Luis tat das Herz ein wenig weh. Auch er fand die Unbekannte entzückend, auch er betete, wie die meisten seiner Freunde, die schönen, stattlichen Blondinen an. Aber wann und wo würde er Gelegenheit finden, sich ihr zu nähern? — Soviel er Don Juan kannte, würde der durch seine zahlreichen Beziehungen gewiß Brücken zu schlagen wissen.

Don Juan lächelte. „Ich werde mich in den aller-nächsten Tagen an Señor Baldiz heranschlängeln.“ Sein kräftiges, rundes, bartloses Gesicht sah zufrieden aus.

Ein Ruck ging durch die Wagenreihe. Die vorderen Gefährte setzten sich wieder in Bewegung. Aber Don Juan genügte es nicht, noch weiter in der Reihe dahinzufahren. Er warf prüfende Blicke nach beiden Seiten und nach vorn, gab dem Steuer einen Druck — und brach mit seinem Wagen aus der Reihe.

Man hatte eben das asphaltgepflasterte Rundell im Park verlassen und konnte nun auf einer breiten, schattigen Allee seinen eigenen Kurs steuern und andere Wagen überholen. Er nahm ein rascheres Tempo. Der Wagen schoß schnell dahin. Don Luis drückte bei dem schärferen Luftzug den hellgrauen Filzhut etwas tiefer in die Stirn. Dann nahm er ihn ab und preßte ihn unter den linken Arm. Mit Gedanken beschäftigt, was der Freund mit dem schnelleren Tempo beabsichtige, war er sich nicht bewußt, wie er in seinem vollen, tiefschwarzen Haar, das eine schöne, hohe Stirn frei ließ, einen ansehnlicheren Anblick als Männer Schönheit bot als mit dem Hut, der die Stirn verbarg.

Don Juans Aufmerksamkeit schien auf einen Punkt gerichtet. Er spähte nach vorn, als sei er einem Wild auf der Spur. Einem Wild, das man umstellen müsse.

Don Luis merkte es und lächelte. Dann keimte eine

leise Hoffnung auf, daß die schöne Blondine auch ihn bemerken könne.

Der Wagen flog dahin. Der Abend senkte sich herein; köstliche Kühle breitete sich aus. Fern, über den Ausläufern der Sierra Morena, zuckten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne und übergossen den westlichen Himmel mit feuerrotem Leuchten. Aber über dem Guadalquivir verschwamm das Rot in die blaue Dämmerung des Abendhimmels, und die funkelnde Pracht des Sirius gleißte aus dem tiefen Bergißmeinnichtblau. Rings am weiten Horizont war kein Wölkchen zu sehen.

„Da sind sie!“ flüsterte Don Juan. Der Freund neigte sich ein wenig zur Seite. In fast unmittelbarer Nähe sprengte der Reiter auf dem Schimmel neben dem Wagen mit den vier jungen Mädchen dahin. Don Juan ließ seinen Wagen langsamer fahren. Unauffällig, scheinbar völlig harmlos, überholte man jetzt die Equipage.

Don Juan grüßte zuerst zu den vier jungen Damen hinüber, dann zu dem Herrn. Der Reiter dankte äußerst höflich, aber doch mit der Haltung, als könne er sich nicht recht besinnen, den Herrn im Auto zu kennen. Auch Don Luis grüßte, aber er sah dabei doch nur die schöne junge Fremde. In den Straßen Sevillas begegnete man oft Blondinen, denen man die Ausländerin ansah, aber die in dem Wagen dort war besonders anziehend. Rein, frisch, unberührt, und doch, mit welch reizender, lächelnder Grazie grüßte und dankte sie jetzt herüber. Wie stach ihre bewegliche, liebenswürdige Anmut gegen das unberühbare, unbewegliche Mienenspiel der drei jungen Andalusierinnen ab!

Don Luis schlug das Herz schneller. Die Fremde hatte ihn angesehen, mit dem Blick gestreift, aber dann waren ihre Augen, nachdem sie Don Juan überflogen, ohne

scheinbar größeres Interesse an ihm zu gewinnen, wieder nach dem Jüngeren gerichtet geblieben. Nur für Sekunden. Aber sie genügten, um feine Fäden von der jungen Blondine und dem jungen Andalusier von Wagen zu Wagen hinüberzuspinnen. Beide fühlten, in diesem Augenblick war etwas Neues in ihr Leben getreten.

Don Juan spielte die Rolle weiter, den Wagen überholt zu haben, und eilte dem Gefährt noch eine Zeitlang voran. „Bei der Straßenbiegung dort lassen wir sie noch einmal an uns vorbei!“ raunte er dem Freunde zu. Die rasch hereinsinkende Dämmerung bemerkend, sagte er: „Ich werde absichtlich noch nicht meine Lampen am Auto anzünden. Dann wird mich sicher der Polizist an der Straßenkreuzung anhalten, und dann lassen wir sie nochmal an uns vorbei.“

Don Luis stützte sich mit seiner Hoffnung, die Schöne noch einmal sehen zu können, auf jede Möglichkeit. Klugheit gebot ihm, Don Juan nichts merken zu lassen, wie auch ihn die junge Fremde entzückt hatte. Don Juan fragte: „Haben Sie die andern jungen Damen gesehen? Zwei sind die Töchter von Señor Baldiz, die dritte auch eine Freundin. Sieht man sie neben der schönen Fremden, dann sticht die Langweiligkeit der Gesichter der andern nur noch mehr ab. Ich weiß nicht, wo Señor Baldiz sein Haus hat. Aber ich versuche, mich hernach unauffällig hinter ihm her zu pirschen.“

Don Luis blieb nun so wortkarg, daß es dem Freund bestimmt aufgefallen wäre, wenn er nicht selber mit dieser neuen Erscheinung sich beschäftigt hätte. An der Straßenbiegung kam alles wie beabsichtigt. Das Auto lenkte aus der Wagenreihe heraus. Als die Lampen brannten, ritt Señor Baldiz herbei. Sein Pferd ging langsamer. Auch die Andalusierpferde am Wagen gingen

Schritt und schienen sich nur ungern bändigen zu lassen. Wieder streiften die Blicke der Blondine flüchtig den Älteren, wieder sah sie Don Luis an. In ihren Augen leuchtete es kurz auf, als sie seine unverhohlene Bewunderung wahrte.

Die weitere Verfolgung von Reiter und Wagen war nicht leicht. Denn in der Nähe der Stadt lichtete sich die lange Wagenreihe; einzelne Gefährte bogen nach rechts und links ab. Es war möglich, daß Señor Baldiz, der, neben dem Wagen reitend, sich mit den jungen Damen unterhielt, sich zufällig umsehen konnte; es mußte ihm auffallen, wenn der Wagen mit den zwei Herren dauernd in ihrer Nähe blieb.

„Was sollen wir tun?“ fragte Don Juan den Freund, als Wagen und Reiter vor ihnen immer mehr ins Gewirr schmaler alter Straßen einbogen. „Es fällt auf, wenn wir ihnen ständig folgen.“

„Wie wäre es, wenn ich jetzt ausstiege, Don Juan? Ich allein kann ihnen unauffälliger folgen. Wenn ich Straße und Hausnummer weiß, sage ich es Ihnen morgen im Café.“

Don Juan fand das gut. Er öffnete den Wagenschlag, reichte dem Freund die Hand hinaus und wehrte jedem Dank für die Wagenfahrt mit liebenswürdigem Lächeln. Während er die Hand wieder ans Steuer legte, verabschiedete er sich. „Don Luis! Wir sehen uns morgen im Café! Bringen Sie mir die Adresse der jungen Dame, dann biete ich alles auf, sie kennenzulernen.“

Don Luis war vom Glück begünstigt. Er sah, wie der Reiter vor einem der äußerlich schlichten, schneeweiß getünchten, zweistöckigen Häuser hielt, die im Innern so entzückende Anlagen, Innenhöfe, Treppenhäuser, Fontänen und Söller auf den platten Hausdächern boten.

Die Straße war schwach erleuchtet. Señor Baldiz stieg vom Pferd und übergab es dem Diener. Im Stehen wirkte er in seiner andalusischen Kleidung noch stattlicher und schöner. Er half den jungen Damen beim Aussteigen.

Die junge Blondine benützte den Augenblick und schaute über die Straße. Sekundenlang stutzte sie. Sie ahnte, daß in geringer Entfernung, im Halbschatten eines anderen Hauseinganges, der junge Mann stand, der sie vorhin gegrüßt. Da wußte sie, daß er ihretwegen ihnen bis hierher gefolgt war.

Als sie Señor Baldiz die Hand beim Absteigen reichte, lächelte sie unmerklich, aber voll süßer, leiser, stiller Freude.

Don Luis hielt Wort. Als er am andern Tag den Freund erwartete, beschrieb er Don Juan das Haus, in dem die junge Fremde wohnte.

„Wie könnte man mit ihr bekannt werden?“ sinnierte Don Juan. „Wäre man ihr nur einmal vorgestellt, dann fänden sich Wege, ihr näherzukommen.“

Don Luis schwieg und lächelte in sich hinein.

In den engen, gebogenen Straßen mit den zweistöckigen Häusern lebte und webte seit Jahrhunderten ein eigenes Fluidum. Am Tag war alles sonnig, von hellster Lebensfreude erfüllt und voll familiärer Stimmung. War das so, weil die Menschen sich so gut kannten, die sich, in schmalen Straßen gegenüber wohnend, immer in die Fenster schauten? Oder kam es daher, weil breite Sonnendächer sich von Haus zu Haus über die Straße spannten, um die glühende Hitze abzuhalten, und so die Häuser fast miteinander verbanden? War es, weil der Duft blühender Rosen an all den Gitterfenstern zum Nachbarhaus hinüberschwebte über die schmale Straße? — War es, daß wenn man, am Anfang der Straße stehend, einen

Blick hinabwarf, all der Blumenreichtum an Gitterfenstern und platten Dächern eine einzige Farbenfonie in Geranien, Rosen, Verbenen, Betunien und all den unzähligen anderen Kindern Floras bildete, da alle fast unmittelbar nebeneinander oder sich gegenüber blühten?

Don Luis kannte den Zauber der alten Straßen seiner Heimatstadt. Er wußte, daß er nie größer war, als in den Nachtstunden, wenn nach der Tagesglut erquickende Kühle die Stadt überhauchte und der dunkelsamtne bestirnte Himmel sich über die gesegnete Ebene Andalusiens wölbte. Trotzdem er ein schöner Mann war und ihm mancher Blick aus Mädchenaugen verhohlen oder weniger verhohlen hinter den blumentumrankten Gitterfenstern nachging, hatte er sich bisher dem in seiner Heimatstadt üblichen Troubadourdienst entzogen. Während seine Freunde und Bekannten abends vor den Gitterfensterchen mit den Angebeteten flüsternde Zwiesprache hielten, lernte er fremde Sprachen. Er sprach vorzüglich Englisch und trieb seit einiger Zeit deutsche Sprachstudien, da die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Spanien wieder lebendiger und enger wurden.

Nun aber ging der junge Marquis de Lara langsam, unauffällig von Zeit zu Zeit auf der Straße hin und her und sah nach dem Haus, in dem die junge Fremde wohnte.

Ein Diener zog das Sonnendach droben auf dem Söller zurück, und zwei junge Mädchen neigten sich über die niedrige Balustrade des platten Daches hinab. Es war die Blondine und eine der Töchter des Hauses.

Als er in gebührender Entfernung ans Haus kam, zog er den Hut. Sie stuzten, sahen ihn an und erwiderten seinen Gruß. Noch einmal ging er hin und her. Dann verließ er die Straße. — —

In Deutschland hätten zwei junge Mädchen bei solchem Anlaß die Köpfe zusammengesteckt und gekichert. Dolores Baldiz warf die Mantille ein wenig zurück und sagte blasiert: „Editha, ich glaube, es ist der junge Mann, der Sie neulich auf der Promenade vom Auto aus so erstaunt angesehen hat.“

Editha lächelte. Auch sie hatte ihn erkannt. Wie poetisch und unzeitgemäß ritterlich waren die Herren hier in Spanien, wenn sie sich Zeit nahmen, einer jungen Dame nachflüchtiger Begegnung Fensterpromenaden zu machen. Sie fragte: „Kennen Sie den Herrn?“

Dolores Baldiz war Spanierin geblieben, während ihre jüngere Schwester Agueda durch ihr Pensionsjahr in Deutschland, das sie mit Edith Lorenz zusammengeführt, sich spanische Eigentümlichkeiten in der Toilette abgewöhnt hatte. Da Dolores seit ihrem zwölften Jahre wußte, wie man sich als Dame zu benehmen und sich anknüpfenden Liebeserlebnissen gegenüber zu verhalten hatte, sagte sie zur Pensionsfreundin ihrer Schwester: „Wer es ist, weiß ich nicht. Jedenfalls gehört er nicht zu der Zahl unserer Nichtsteuer, die vom Gelde ihres Vaters leben. Die haben wir, bevor wir ganz nach Sevilla zogen, hier genug kennengelernt. Wenn wir beim nächsten Wagenkorso am Donnerstag wieder ausfahren, dann wird er es gewiß einrichten, Ihnen wieder zu begegnen. Dann ist es an Ihnen, wenn er Ihnen gefällt, ihm durch ein Lächeln oder ein leises Neigen des Kopfes zu zeigen, daß Sie ihn beachtet haben.“

Edith lächelte wieder. Sie konnte sich in diese abgeziirkelten Formen schwer einleben.

Aber Edith unterwarf sich nicht in allem der Konvention der Sevillaner Begriffe. Sie ging allein aus und betrachtete die herrlichen Sehenswürdigkeiten der Stadt,

für die beide junge Andalusierinnen, ausgenommen die Kathedrale, nicht viel übrig hatten, denn um Ostern oder bald danach erwartete sie ihren Vater, der zu einer Erholungsreise nach Sevilla kommen wollte, um sie später wieder mit sich zu nehmen.

Edith ging am liebsten allein in den Park Maria Luisa hinaus, die wohlgepflegteste, größte und schönste Parkanlage ganz Spaniens. Sie hatte mit Ugeda Baldiz während der Pensionszeit Freundschaft gehalten, weil sie die Herzlichkeit und natürliche Güte des jungen Mädchens schätzte. Ihr zuliebe lernte sie Spanisch und übte es dann für die Reise nach Sevilla ernstlich weiter. Aber beiden jungen Mädchen fehlte die Fähigkeit, sich in die Natur einzuleben und sie zu genießen.

Edith verließ am Spätnachmittag deswegen allein zu einem Spaziergange im Park das Haus. Nur der muntere Foxterrier Floko durfte sie begleiten.

Als sie die hohe, reichgeschmückte Gittertüre vor dem Innenhof zugezogen hatte und auf die Straße hinaus trat, stutzte sie flüchtig. Aber sie täuschte sich nicht. Dort, schräg gegenüber, schritt eben der junge Mann über die Straße, den sie neulich beim Corso im Auto bemerkt, und den sie seitdem öfter in der Nähe des Hauses gesehen.

Wieder grüßte er höflich aus der Entfernung und verschwand an einer nahen Straßenbiegung.

Gedankenvoll ging Edith durch einige kleine, krumme Gassen und weiter durch die Stadt.

Nun war sie im Park, einer Dase in der Hitze des Spätnachmittags. Oft war sie mit den Töchtern im Wagen durch die breiten Wege gefahren. Wiederholt hatte sie den Park allein nach allen Richtungen durchkreuzt. Nun schritt sie der lieblichen Insel entgegen, auf der viele Pfauen im Freien lebten. Eben wollte sie einem Händler



Erdnüsse zum Füttern der Schwäne abkaufen, als sie abermals den stummen Verehrer sah.

Er lächelte, als er sie im nächsten Augenblick in ihrer Verwirrung eine kleine Ente füttern sah, die zutraulich herangewatschelt kam. Dann verschwand er wieder hinter den feinen Bambusstauden, Kakteen, niedrigen Fächerpalmen und blühenden Rosenranken des Parkes.

Ob Edith dann auf dem großen Rundell zwischen Rosen und Palmen ein Weilchen saß, oder an geradlinig geschnittenen Hecken von wilden Myrten und den rauschenden und flüsternden kleinen Wasserkünstern und Fontänen entlangstreifte — immer wieder erschien der elegante junge Mann, in dessen Augen so viel Unausprechliches lag. Sie ging zuletzt mit gesenktem Kopf dahin und sann, was dieser Blick enthielt; war es Anbetung, Verehrung, der Wunsch, sie kennenlernen zu dürfen? Und doch schien er zufrieden, ihr nur von fern folgen zu können. Lag nicht im Ausdruck dieser wundervollen Augen neben Schwärmerei auch uneingestandene Traurigkeit?

Der Terrier trabte neben Edith her, durchstreifte die Gebüsch, griff ahnungslos daherwatschelnde Enten an, überraschte große Frösche, die behaglich auf den Rändern der einsamer gelegenen Fontänen saßen, und schaute ab und zu seine junge Dame an, die sich sonst mehr mit ihm zu beschäftigen pflegte. Auf einmal riß er sie gewaltsam aus ihrer Versunkenheit.

Ein Goldfischteich war ringsum mit steinernen Umrandungen eingefast. An drei Seiten standen wildüberwucherte Pergolas. Von den Laubengängen hingen in dichten Dolden lila Glyzinen herab und mischten ihren schweren, süßen Duft mit zahllosen Zelängerzeliieberblüten, die von unten an Stangen und Stäben herauf den Glyzinen entgegenrankten. Von den Bäumen rings-

um spannen sich die Zweige wilder Rosen in ihrer roten Pracht zu den Stäben der Laubgänge hinüber.

Unter all den Tieren im Park, die sich an die täglichen Spaziergänger gewöhnt hatten, waren die Goldfische die zahmsten. Sowie jemand am Rand des Wassers erschien, schossen sie von allen Seiten zusammen und warteten auf zugeworfene Brotkrümelchen.

Als Edith sich dem Goldfischteich näherte, rannte Floko flink voraus.

„Floko!“ rief Edith warnend, da er sich stürmisch zwischen den großen Blumentöpfen hindurchgezwängt hatte, die unmittelbar am Rand der steinernen Brüstung standen. „Zurück, Floko!“ rief sie noch einmal.

Der Hund achtete nicht auf den Zuruf. Er schoß auf die Fische zu und versank im Wasser.

„Floko!“ schrie das junge Mädchen erschreckt.

Da hörte sie hinter sich rasche Schritte. Ein Herr eilte heran, warf seinen Hut auf den Boden und kniete am Rand der Brüstung. Floko hatte sich wieder hochgearbeitet. Sein Kopf ragte aus dem Wasser; er schwamm geschickt, aber allein wäre er wohl nicht ans Ufer gekommen, denn die Brüstung war zu hoch und zu glatt; er konnte sich nirgends anklammern.

Der junge Mann griff hinab, packte den Hund, hob ihn heraus und setzte ihn auf den Boden. Floko schüttelte sich, daß die Wassertropfen dem jungen Mädchen auf das helle Straßenkleid spritzten.

Edith und der Fremde sahen sich jetzt an. Es war der stille Verehrer! Er sah sofort, daß das Schicksal ihm keine bessere Anknüpfungsmöglichkeit hätte bieten können, als die Vorwitzigkeit des verzogenen Hundes. Erstaunt und freudig hörte er, wie die junge Dame ihm in gutem Spanisch dankte. Sie verstand seine Sprache. Sie dankte

ihm und bedauerte, daß er, trotzdem er den rechten Rockärmel in der Eile zurückgestreift hatte, an Armel und Manschette naß geworden sei. Er wehrte lächelnd ab. Sie lachten über den Hund, der munter, als sei nichts geschehen, herumsprang.

Dann fragte Don Luis Edith, ob er sie ein wenig begleiten dürfe? Sie sagte ihm zu. Sie kannte wohl die spanische Sitte, daß sich ein junges Mädchen nirgends und nie außerhalb des Hauses ohne weibliche Begleitung sehen lassen dürfe, aber sie war ja eine Deutsche, die in anderer gesellschaftlicher Auffassung erzogen worden war. Und dann war alles ringsum so lieblich und stimmungsvoll. Aufbrechende Rosen schlangen sich zu ihren Häupten, zu ihren Füßen, zu ihren Seiten in langen wuchernden Ranken von Baum zu Baum, an schmalen Holzgestellen und Leisten kletterten die edelsten Rosen empor und vermischten ihren feinen Duft mit dem schweren Hauch der Drangenblüten.

Die sinkende Sonne schien immer rötlicher durch das feine Blätterwerk der Bambusse. Unter hochstämmigen Baumriesen standen Fächerpalmen und bizarre Kakteen schon im Halbdunkel. In dem Gebüsch halbhoher Drangenbäume begannen viele hundert Nachtigallen zu schlagen. Sie waren nicht scheu, huschten fast über den Köpfen der beiden jungen Menschen hinweg und setzten sich zu ihren Häupten, als beide sich zum Ausruhen auf eine der schmucken Bänke niederließen.

Es war beiden, als seien sie sich nie fremd gewesen. Edith sprach von Deutschland, von ihrer Heimat, von den langen, schweren Kriegsjahren, und war erstaunt und angenehm überrascht, wie gut der junge Marquis über die Lage Deutschlands, seinen heldenhaften Kampf gegen die Übermacht unterrichtet war und über seine

inneren Verhältnisse urtheilte. Mit Bewunderung sprach er von ihrem unglücklichen Vaterland, das jahrelang die Zielscheibe des Geifers der anderen Nationen gewesen war. Das Herz ging ihr auf, als er schilderte, welche Sympathien Deutschland schon seit langem in Spanien besessen, wie man nie daran gezweifelt habe, daß Deutschland sich wieder emporarbeiten werde.

Die Hände im Schoß, hörte sie ihm zu und dachte, daß mancher Deutsche nicht den starken Glauben an den Wiederaufstieg des Vaterlandes besaß, wie er ihr bei dem jungen Spanier entgegentrat.

Dann mußte sie ihm von sich erzählen. Seine Vermutung bestätigte sich, daß sie und Agueda Baldiz Pensionsfreundinnen geworden waren und daß diese mit ihr nach Sevilla gereist sei. In seine Freude über ihre Bekanntschaft fiel der erste Schatten, als sie erwähnte, ihr Vater wolle zu den großen Osterfeierlichkeiten nach Sevilla kommen, um sie dann wieder mit heim zu nehmen.

Da sah er voraus, daß er mit jedem Tag geizen müsse.

Der Abend sank schnell herein und die Tauben waren schon auf all den vielen Verzierungen der schmucken Pavillons am großen Rundell schlafen gegangen, und der traurig klingende Ruf eines Nachtvögelchens erklang in den Zwischenpausen der Nachtigallengefänge.

Edith und Don Luis schritten langsam dem Ausgang des Parkes zu. Sie beratschlagten, wann ein Wiedersehen möglich sei. Er fragte, ob sie zum ersten großen Stiergefecht kommen würde? Das schien ihr wahrscheinlich, denn im Hause Baldiz war es als großes bevorstehendes Ereignis besprochen worden. Don Luis bat, ob er sich erlauben dürfe, in einer Zwischenpause sie in der Loge des Señors Baldiz aufzusuchen.

Edith sagte ihm das zu. Ja, sie wollte den Freundinnen

gestehen, daß sie Don Luis kennengelernt habe, wenn auch Dolores die Nase rümpfen würde, weil sie den Spaziergang nach deutscher Auffassung allein zu unternehmen gewagt hatte.

In der Nähe des Parkausganges trennten sie sich.

Als sie schnell der Stadt zuing, sah er ihr noch nach. Wer wußte, wie sich nun alles gestalten würde? War er nicht trotz seiner Armut ein Liebling des Schicksals gewesen? So wollte er auch jetzt seinem guten Stern vertrauen.

In der Freude seines Herzens drückte Don Luis einem kleinen, zerlumpten Zigeunerkind, das sich zwischen Kackteen und einer Wolke Straßenstaub auf ihn hervorstürzte, eine blanke Peseta in die braune Hand.

Es war heute noch wie damals, als die Arenen draußen vor den jetzt noch als Ruinen über die Ebene ragenden wohlerhaltenen Toren von Sevilla die einstigen Bewohner der Iberischen Halbinsel, die Römer, in ihren Mauern bei den Kampffspielen sahen.

Vom Frühjahr bis zum Herbst bot sich sonntäglich das gleiche Bild. Der Bau der Arena erhob sich in massivem Rund unmittelbar am Hafen. Nicht nur auf den größeren Zufahrtstraßen, sondern auch durch all die kleineren Nebengassen und Winkel ergoß sich der Strom der Bevölkerung.

Bei der ersten Corrida, dem ersten Stiergefecht der Saison, durfte Don Juan nicht fehlen.

Trotzdem beeilte er sich auch heute nicht, rechtzeitig zu kommen. Er hatte sich mit zwei anderen Freunden eine der Logen zu sechs Plätzen gemietet.

Am Haupteingang regelten mehrere Leute der Guardia civile zu Pferd die Zufahrt und Abfahrt des langen

Wagenkorfos. Ernst, würdevoll, in strammer Haltung saßen sie auf ihren hohen Pferden in ihrer Festuniform, weißen Beinkleidern mit hohen schwarzen Stulpstiefeln, dem schwarzen Uniformrock mit schwalbenschwanzförmigen feuerroten Aufschlägen, der weißen Weste und dem schwarzen Dreimaster.

Im weiten Rund der Arena ein unentwirrbares Gewimmel. Es mochten mehr als fünfzehntausend Menschen sein. Es flutete und kribbelte und krabbelte durch viele kleine und größere Aufgänge und zwischen den schmalen steinernen Sitzreihen hin und her. Ein langgezogener Trompetenstoß ertönte. Rückweise Bewegung ging durch die Menschenmenge und alles starrte auf die Loge des Präsidenten, die er soeben mit den Schiedsrichtern betreten hatte. An der Brüstung vor der herabwallenden roten Samt drapierung nahm er Platz.

„Sentarse!“ schrien die Leute in den hinteren Sitzreihen denen zu, die vorne die Hälse neugierig reckten und sich erhoben. Denn jetzt zog die „Quadrilla“ ein.

Sogar Don Juan vergaß, mit dem Opernglas die Reihe der Logen abzustreifen, die das Rund der Arena nach oben hin abgrenzte. Die Militärmusik setzte mit dem feurigen Lorromarsche ein. Eine der Türen der Arena unten öffnete sich. Prächtige Männergestalten in altspanischer Tracht schritten heraus. In der Sonne funkelten die reichen goldgestickten Kniehosen und Boleros, die sich über den Schultern zu breiten Epauletten wulsteten. Farbige Seidenstrümpfe schillerten in lebhaftem Lila, Kirschrot und Gelb über den flachen, schleifengeschmückten Lackshuhen. Vom Kopf herab hing ein kleines schwarzes Zöpfchen unter dem schwarzen Zweimaster in den Nacken. Die Hände um die Falten ihres Mantels aus weicher, kirschröter Seide geschlungen, schritten sie in zwei Reihen

nebeneinander über den gelben Sand der Arena. Von allen Plätzen winkte und jubelte man dem Einzug der Toreros zu.

Hinter ihnen ritten auf mageren Mähren, denen ein Auge zugebunden war, die Pikadore in schweren Eisenrüstungen, die sie unter der andalusischen Tracht trugen. Ihre hohen, dicken Lanzen ragten aufrecht in die Luft. Dann kamen Gespanne mit kräftigen, massigen Pferden, die hinter sich an dicken, langen Seilen einen Haken im Sand herschleiften, um bei jeder der sechs einzelnen Kampfgänge den erlegten Stier oder verendete Pferde aus der Arena zu schleifen. In feuerroten oder auch in weißen Blusen und Anzügen gingen Männer am Ende des Zuges, die den schwerverwundeten Pferden den Gnadenstoß mit einem kurzen Dolch ins Gehirn zu geben hatten, oder das Sattelzeug der Gefallenen schnell ablösen und fortschaffen mußten.

Alle überholend, sprengten jetzt zwei Reiter in altspanischer Tracht in die Arena und hielten vor der Loge des Präsidenten. Mit eleganter Bewegung nahmen sie das schwarze Barett mit der langwallenden weißen Feder ab und schwangen es zum Präsidenten mit einer Geste der Bitte empor. Im nächsten Augenblick fiel ihnen aus der Hand des Präsidenten, über die Brüstung und die anderen Sitzreihen hinab, der große Schlüssel zu, den einer auffing, in gestrecktem Galopp durch die Arena trug, um ihn einem der Stallknechte zum Aufschließen der Käfigtüre der Stiere zuzuwerfen.

In atemloser Erwartung verharrte die Menge. Die Musik spielte weiter. Da kam ein kolossaler Stier mit glänzendem, hellbraunem Fell aus der Tür des verdunkelt gehaltenen Käfigs heraus, stürmte bis in die Mitte der Arena und blieb, geblendet vom prallen

Sonnenlicht, stehen. Er stuzte. Sah sich ringsum. Blics die Rüstern auf und scharrte ungeduldig im Sand. Was war das? — Die wogende, unruhige Menschenmenge, die schrie und lärmte, in der Tausende von Frauenhänden die Fächer unruhig und gespannt auf und nieder wippten?

Was war das für den jungen Riesen, der bisher sein freies Leben draußen auf den Weiden geführt, der nur wenige dieser kribbelnden Menschen gesehen? —

Und dort, der Knirps, wagte es, ihm aus geringer Entfernung einen roten Felsen vor die Augen zu halten und damit hin und her zu fackeln? Mit tiefgesenktem Haupt stürmte der Stier auf den Recken zu, der im letzten Augenblick geschickt seitwärts auswich und den Angreifer an sich vorbeistürmen ließ.

Nun rannte er auf eines der drei Pferde zu, die in geringer Entfernung voneinander an der Holzbrüstung der Arena mit ihrem Reiter hielten. Der Angriff wurde vom Reiter zu einem schnellen Stich mit der Lanze benutzt, die sich tief in den dicken Nackenwulst des Stieres bohrte. Blut rann aus der Wunde über die Hufen des Stieres hinab. Das Pferd brach mit den fürchterlichen Bauchwunden, die ihm die Hörner des gereizten Tieres gerissen, mit herausquellenden Eingeweiden und einem Strom von Blut zusammen. Dunkles Rot ergoß sich in den gelben Sand. Einer der Rotblusigen gab dem Pferd schnell den Gnadenstoß. Stallknechte knüpften ihm behend das Sattelzeug ab und trugen es aus der Arena. Ein langes, großes Tuch bedeckte das tote Pferd.

Der Kampf wälzte sich, an Hartnäckigkeit zunehmend, zum andern Teil der Arena hinüber.

Don Juan und seine Freunde waren in den Verlauf des Kampfes verstrickt. Der Stier war ein schönes, kräftiges und wildes Geschöpf. Die Banderilleros stießen ihm

die langen, schlanken Eisenstäbe mit Widerhaken zielsicher in den Rücken, um seine Kraft zu schwächen, ihn zur Wut zu reizen.

Nun trat der Held der Arena, ein berühmter Matador, vor die Präsidentenloge und hob seinen Zweimaster mit Schwung in bittender Geste empor; damit bat er, den Stier töten zu dürfen. Ein Wink gewährte ihm dies.

Die lange, schlanke Degenklinge blitzte in der halb-erhobenen, zielenden Hand des Stierkämpfers. Der Stier, erschöpft, blutend aus vielen Wunden, in halb ohnmächtiger, dennoch immer aufs neue angreifenden Wut, stand sekundenlang in geringer Entfernung von ihm und scharrte ungeduldig im Sand. Unwillig warf er immer wieder den mächtigen Kopf zurück, um die sechs langen, schwankenden Eisenstäbe loszuschleudern, die mit ihren Widerhaken im Rückenwulst steckten.

Im nächsten Augenblick wagte er noch einmal einen Angriff gegen den Matador. Der aber, die Sekunde nützend, rannte ihm entgegen und stieß ihm den langen, schlanken Degen so tief in eine bestimmt gezielte Stelle zwischen Nacken und Rücken, daß nur noch der Degenknäuf aus dem hellbraunen Fell ragte.

In den Reihen der Tausenden brach ein Jubelgeschrei aus. Die Zielsicherheit und die geschickte Hand des Matadors hatte wieder einmal ihren Ruf bewährt. Mit einem Stich hatte er das Herz des Stieres getroffen. Das Tier wankte. Ein Blutstrom brach aus dem Maul und rann in den Sand. Der Koloss sank zusammen.

Männer erhoben sich und schrien ihre Rufe der Bewunderung hinab. Die Fächer der Damen wippten erregt in den Händen, und aus mancher der Spitzenmantillen flog eine leuchtende rote Nelke in weitem Bogen dem bewunderten Tierkämpfer zu.

Aus allen Ecken der Arena brachen Männer aus der Zuschauermenge ein und liefen über den gelben Sand. Und als sie den Stierfechter erreicht, der den Zweimaster abgenommen hatte und lächelnd nach allen Seiten dankte und grüßte, hoben sie ihn auf ihre Schultern, um ihn ringsherum zu tragen.

Das Händeklatschen, Jubeln und Rufen wollte kein Ende nehmen.

Inzwischen aber waren die zwei Dreigespanne mit den schweren Pferden durch eines der Tore hereingekommen, um die verendeten Pferde und den erlegten Stier an dicken Seilen hinauszuschleppen.

Don Juan hatte sich erhoben und tauschte mit den beiden Freunden die Eindrücke aus. Plötzlich stuzten sie, da der Jubel unvermittelt in Protestrufe und abwehrende Schreie umschlug. Was gab es? — Die Rotblusigen und Weißblusigen und die Lenker der beiden Dreigespanne hatten unabsichtlich gegen eine der zahlreichen Vorschriften des Stierkampfes verstoßen. Es war nicht anständig, daß die Pferdekadaver vor dem Stier aus der Arena geholt wurden. Der tote Gegner, der sich so herrlich gewehrt, mußte zuerst weggeschafft werden.

Jubelnde Zustimmung brach aus, als der Stier noch einmal zur allgemeinen Ehrung rings innen um die Arena gezogen wurde. Das Dreigespann hielt an einer bestimmten Stelle. Alle Blicke wandten sich dort hin. Es war die Loge, die sich unmittelbar über der Käfigtür der Stiere befand. Von allen Seiten, von oben und unten, winkte man nun mit Taschentüchern und Hüten zu dieser Loge hinüber.

Da erhob sich ein Herr in mittleren Jahren in andalusischer Tracht, der auf dem Mittelplatz dieser Loge gesessen war, und trat an die Brüstung. Er zog den breit-

randigen schwarzen Hut und schwenkte ihn als Ehrung zu dem toten Stier hinab.

Da richtete Don Juan sein Opernglas nach dem Herrn und erkannte Señor Baldiz. Die Ovation des Publikums galt seinem herrlichen Kampfstier, den er auf seinen Weiden herangezogen. Und der Andalusier winkte seinem Tier, das sich so mutig seiner Gegner erwehrt, seinen letzten Gruß zu.

Dann beruhigte sich der Enthusiasmus der Zuschauer. Der braune, leblose Koloss verschwand an den starken Seilen der davonsprengenden Pferde. Die Arenadiener harkten den Sand wieder glatt. Die Musik spielte in der Zwischenpause ein Konzertstück. Die Leute verließen teilweise ihre Sitze und fluteten durcheinander.

Don Juan stand noch immer und schaute durch sein Opernglas zur Loge des Señor Baldiz hinüber, den er sofort erkannt hatte, als er unter dem schützenden Sonnendach hervor an die Brüstung getreten war. Nun gewahrte er auch mehrere Damen, die im Hintergrund der Loge saßen, konnte aber die Gesichter nicht erkennen, da das Sonnendach sie ihm in seiner höhergelegenen Loge verdeckte.

Gewiß war die entzückende blonde Fremde in der Loge des Señor Baldiz. Daß er daran nicht eher gedacht hatte! Wenn er sich beeilte, konnte er noch hinübergehen. Obgleich er den Gutsbesitzer nur bei einem Kaffeehausbesuch flüchtig kennengelernt hatte, wollte er ihn doch jetzt aufsuchen und mit lebenswürdiger Selbstsicherheit auftreten.

Er entschuldigte sich bei seinen Freunden. Sie entließen ihn mit dem verständnisvollen Lächeln, das man ihm immer entgegenbrachte, wenn er irgendwo auf der Fährte zu einer Familie mit lebenswürdigen und hübschen Töchtern war.

Es war nicht leicht, durch das Gewimmel von Menschen zur entgegengesetzten Seite hinüberzukommen.

Aber Don Juan drängte sich durch.

Als er die Logentür zur Familie Baldiz öffnete, fand er um Señor Baldiz eine kleine Gruppe von Herren, die ihn beglückwünschten.

Don Juan ging auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und überhäufte ihn mit Komplimenten, so selbstsicher, als sei er seit Jahr und Tag ein guter Bekannter, daß der Gutsbesitzer in den gleichen Ton fiel, ihm die Hand vertraulich auf die Schulter legte und ihm dankte. Dann erzählte er ihm von dem eben erlegten jungen Stier, wie lange er ihn zur Aufzucht besessen, seinen Stammbaum und andres für Kenner Interessante. Don Juan blickte indes verstohlen nach den übrigen Anwesenden in der Loge. Aber ohne aufzufallen, konnte er die Damen nicht sehen, die sich augenblicklich rückwärts mehr unter dem Sonnendach aufhielten. Mit geschickter Wendung unterbrach Don Juan den Gutsbesitzer mit der Frage, ob seine Damen anwesend seien und ob er ihn vorstellen möge? Er bat verbindlichst um diese Gunst.

Im Augenblick, als sich Don Juan bei der Vorstellung über die Hand der Señora Baldiz neigen wollte, entdeckte er die fremde Blonde im Gespräch mit einem Herrn, und erkannte höchst erstaunt seinen Freund Don Luis.

Wie mochte es dem gelungen sein, sich an diese reizende Blondine anzupirschen?

Señor Baldiz stellte nach seiner Gattin weiter vor: „Meine Tochter Dolores, meine Tochter Agueda und diese Dame ein lieber Besuch aus Deutschland, den meine Tochter aus der Pension für einige Zeit mit hierhergebracht. Donna Edith . . .“

Den Familiennamen hörte Don Juan nicht mehr.

Edith hieß sie. Es entging ihm nicht, daß die junge Dame ihn wiedererkannte. Ihr Lächeln gelang ihm nicht zu deuten. War es Liebenswürdigkeit, Verschmiztheit oder gar Spott?

Die Freunde begrüßten sich. Am liebsten hätte Don Juan zu Luis gesagt: „Wie kommen Sie zu diesem Glück?“

Aber Edith antwortete ihm auf seine Frage, wie ihr ein Stiergefecht gefalle, in überraschend gutem Spanisch; sie würde jedes Wort zwischen den Freunden verstanden haben.

Don Juan nahm seinen Hut unter den Arm und zog sich einen Stuhl an die andere Seite der jungen Deutschen heran und versuchte, Don Luis aus dem Feld zu schlagen. Er war bezaubert von der Fremden. Sie unterhielt sich gewandt in der fremden Sprache und konnte auf alles, was er aufgriff, eingehen. Sie wollte ihm und Don Luis von einer Reise in die Schweiz erzählen, als der langgezogene Trompetenstoß den Beginn des zweiten Stierkampfes anmeldete.

Da sah Don Juan überrascht auf, schien, peinlich berührt, vom Ende der Zwischenpause in der fremden Loge überrascht worden zu sein, und wollte sich erheben, um die Absicht vorzutauschen, seine eigene Loge aufzusuchen. Aber Señor Baldiz und seine Gattin waren so liebenswürdig, ihn und Don Luis zu längerem Bleiben in ihrer Loge aufzufordern. So blieb leider auch Don Luis in der Loge.

Agueda und Dolores schienen in das neu beginnende Schauspiel vertieft zu sein. Hinter ihren Mantillen nickten sie einander verständnisvoll zu und amüsierten sich über das Kreuzfeuer von Blicken, dem ihre deutsche junge Freundin zwischen den beiden Männern ausgesetzt war.

Edith fühlte mit feinem Instinkt bald heraus, daß der elegante Don Juan sicher ein gewiegter Frauenkenner war, und deutete sein Bemühen, Eindruck auf sie zu machen, ihr zu gefallen, richtig.

Aber der Marquis gefiel ihr besser. Seit sie ihm im Park begegnet war, ahnte sie, daß er sie liebe, und daß auch sie ihn lieben lernen würde, wenn sie Gelegenheit fände, ihn öfter zu sehen. Er war so frisch und jung. In seiner Art, sie zu umwerben, lag so viel zurückhaltende Zartheit, daß sie fühlte, er hatte sich noch nicht viel nach Mädchen umgesehen.

Die beiden Freunde ließen ihr nicht viel Zeit, sich mit Einzelheiten des nächsten Kampfes zu beschäftigen, denn sie unterhielten sie lebhaft über alles Mögliche. Der Marquis merkte, wie Don Juan sich über das Leben der jungen Deutschen zu orientieren suchte, wann die Stunde ihrer täglichen Ausfahrten oder Ausgänge sei, an welchen Vergnügungen sie in nächster Zeit teilnehmen würde, wie lange sie in Sevilla zu bleiben gedachte, und wann sie ihren Vater erwarte.

Das war für den Jüngeren im stillen Anlaß zu geheimer Belustigung und innerlichem Triumph, denn deutlich hörte er aus ihren Antworten heraus, daß sie alles ungewiß ließ, weder Zeit noch Stunde angab. Don Luis hatte sie alle diese Fragen vorher viel besser beantwortet.

Da er wußte, wann und wo er die Angebetete wieder im Park sehen konnte, war er flug genug, sich in der nächsten Zwischenpause zu verabschieden, um seinen Platz aufzusuchen. Agueda hatte die Eltern durch ein paar leise hingeworfene Worte gebeten, den jungen Marquis zu einem Besuche im eigenen Hause aufzufordern. Das war geschehen, ehe Don Juan gekommen war.

Don Juan sah ihn gern scheiden. Nun blieb ihm noch Zeit, um die Gunst der jungen Dame zu werben.

Sevilla stand im Zeichen seiner Semana Santa. Am Beginn der Heiligen Woche waren Tausende und aber Tausende zur herrlichen alten Kathedrale mit langen Palmzweigen gepilgert, um sie weihen zu lassen und dann an die Gitter des Hausbalkons zu befestigen.

Seit Tagen brachte jeder Zug aus der Hauptstadt Madrid ungezählte Reisende.

Herrlich hob sich der weiße Turm der Kathedrale, die Giralda, vom vergißmeinnichtblauen Himmel, der sich nach Sonnenuntergang im Schein des aufsteigenden Vollmondes über der Stadt wölbte. Die Santa Juana, die Schutzheilige der Stadt, in der Hand die Fahne des Glaubens, stand umkreist von unzähligen weißen Tauben, die in den zierlichen Bogennischen des Turms nisteten.

Drunten drängte sich eine vieltausendköpfige Menge auf dem Platz und um die Kathedrale und in den engen, gewundenen Straßen der alten Stadt. Lange Züge kamen immer wieder, Prozessionen, die im Glanz der Kerzen durch die Straßen zogen.

Don Juan stand abermals zum Ausgang bereit. Aber nicht im Promenadenanzug. Heute umhüllte ihn ein absonderliches Gewand. Eine weite Kutte aus schwarzer, glänzender Seide umgab ihn bis zu den Fußknöcheln. Ein Gurt aus geflochtenen Strängen hielt das Gewand um die Hüften zusammen. Über Brust und Rücken fiel eine breite Stola aus lila Seide, die in der Mitte auf der Brust ein gesticktes Medaillon mit Abzeichen und alten Buchstaben trug.

Gedankenvoll hatte er eben den zweiten Lackschuh angezogen, ihm war eingefallen, daß es in der Bruderschaft,

der er nach Familienüberlieferung angehörte, Mitglieder gab, die bei stundenlangen Prozessionen barfuß durch Straßen und Kirchen schritten. Nein, er legte keine Gelübde, keine Buße in dieser Form ab. Wenn er auch nicht zu den ernstesten Angehörigen dieser Bruderschaft gehörte, so zog er dennoch nicht die äußersten Konsequenzen seiner weltlichen Anschauungen und Neigungen und trat aus der Bruderschaft aus, der Vater, Großvater und Urahne schon angehört. Er hielt sich an die Erfüllung der äußeren Form, spendete reiche Summen zur Ausschmückung und Instandhaltung der Heiligenaltäre, der Pfarrkirche, die den besonderen Stolz des Kirchspiels bildeten, und fehlte nie bei den großen Prozessionen der Karwoche und an Fronleichnam.

Beim Ankleiden zur Prozession, die seine Bruderschaft in der Nacht vom Gründonnerstag zum Karfreitag unternahm, verloren sich seine Gedanken immer wieder ins Weltliche. Er dachte an die schöne blonde Edith. Auch er war inzwischen zum offiziellen Besuch im Hause des Señor Baldiz gewesen und war freundlich aufgenommen worden. Don Juan Bonal besaß Ansehen und Verbindungen durch Herkunft und Vermögen. Wenn er auch im Ruf stand, jedem schönen jungen Mädchen, aus welchen Kreisen es auch stamme, den Hof zu machen, aber dem endgültigen Schritt einer Heirat immer entging, so bestand doch durch seine Vermittlung für die Töchter des Hauses die Möglichkeit, in Verbindung mit anderen Bewerbern zu kommen.

Für Don Juan war der Besuch im Hause Baldiz' nur die ersehnte Brücke zu Donna Edith gewesen. Es gab viele schöne Mädchen in Sevilla, aber doch reizte keines ihn so wie die blonde Deutsche in ihrer heiteren, sicheren, weltgewandten Art, ihrer Schelmerei und Klugheit,

ihrem weiten Blick und der für ihre Jugend großen Lebenserfahrenheit.

Immer öfter dachte er daran, daß Donna Edith eine wünschenswerte Repräsentantin seines Hauses werden könne. Er war darüber im klaren, daß er sich zum erstenmal wirklich verliebt hatte. Alles andere war Ländelei gewesen. Aber er wußte nicht, ob er vorwärts kam, wie sie innerlich stand. Ob sie ahnte, daß er ernsthaft gewillt war, um sie zu werben, falls ihm nur ein wenig Gewißheit ward, daß sie ihm geneigt sei?

Don Juan sann weiter und merkte nicht, daß sein Diener seit Minuten wartend neben ihm stand und die lange Wachskerze hinhielt, die er in der Prozession tragen mußte. Endlich raffte sich Don Juan auf, als vom nahen Turm der Kathedrale die Matraca klapperte, das Holzgestell, das vom Gründonnerstag bis Ostersonntag die Stelle des Glockengeläutes und des Stundenschlages vertrat, da in diesen Tagen keine Kirchenglocke ertönen, kein Wagen auf den Straßen fahren durfte.

Es war Zeit für Don Juan, sich zur Kirche seiner Pfarrei zu begeben, von der aus die Bruderschaft die Prozession begann. Er stieg die Marmortreppe zum Innenhof des Hauses hinab und zog die hohe, spitz aufragende Kapuze über den Kopf, in der nur für die Augen zwei schmale Schlitze offen waren. So schritt er durch die enge, alte Straße seiner Kirche zu.

Wer an diesem Tage nicht völlig gebrechlich oder bettlägerig war, den fand man in den Straßen oder der Kathedrale von Sevilla. Greise und Krüppel schleppten sich auf Krücken heran. Stunde um Stunde wartete man, wenn eine Bruderschaft mit ihren Heiligen vorbeigezogen war, auf die noch folgenden Prozessionen.

An diesem Tage mußte Edith Lorenz zu Hause bleiben. Aber das fiel ihr nicht schwer. Zwar waren ihr seit langem Wunderdinge von den Prozessionen erzählt worden, von den verschiedenen Gewandungen zahlreicher frommer Bruderschaften, dem Reichtum und den Kostbarkeiten, mit denen man in diesen Tagen die Statuen der Madonnen der einzelnen Pfarreien schmückte. Gestern noch hatte sie in der alten Kathedrale im Glanz des Lichtermeeres das Grab Christi gesehen. Der Anblick der ersten Prozessionen war ihr vergönnt gewesen, und der Zauber, der von dem herrlich geschnittenen Madonnenaltar im Glanz vieler Hunderte brennender Kerzen in der alten, hohen Kirchenhalle ausging, der Glanz, der auf purpurne Samtdraperien fiel, die von den Wölbungen der Schiffe an den mächtigen Säulen herabwallten, hatte sie ergriffen.

Aber dann hatte sie sich im Zwielficht von Mondschein, Kerzenlicht und mattbrennenden Straßenlaternen den Fuß auf den alten, ausgetretenen Steinstufen übertreten. Agueda und Dolores, die mit ihr gegangen waren, hatten einen Kutscher von der nächsten Haltestelle herbeigewinkt, und so war sie heimgefahren worden. Heute durfte sie nicht ausgehen. Ihretwegen sollte aber niemand der Feier fern bleiben. Eine befreundete Familie von Baldiz hatte Vater, Mutter und beide Töchter in ihr Haus eingeladen, um von ihrem Balkon aus, der dem Hauptportal der Kathedrale gegenüberlag, den Prozessionen zuzusehen. Da es Sitte war, allen Dienern zur Stunde dieser Hauptprozessionen frei zu geben, lag das Haus des Señor Baldiz still und leer. Aber Edith empfand die Einsamkeit nicht drückend. Sie hoffte, daß der Marquis auch heute am Haus vorbeigehen würde. Jeden Tag war er zur verabredeten Stunde vorübergekommen und hatte

zu ihr zum Fenster hinaufgegrüßt. Auf einem der letzten Spaziergänge im Park hatte er ihr erzählt, daß das hier Sitte und Recht der Liebenden sei. Seit Jahrhunderten gab es überall nicht gar zu dicke eiserne Gitterstäbe vor den Fenstern der zu ebener Erde gelegenen Zimmer. Und dahinter wuchsen von innen heraus aus hängenden Töpfen duftende Rosen, Geranien und was es sonst noch an Rankendem und Blühendem hier gab. Am Abend, wenn der Mondschein den weißen Turm der Giralda im Silberschein noch heller und lieblicher erscheinen ließ, klangen in der stillen, schmalen Straße die Schritte des Anbeters. Immer ging er hin und her, bald gegenüber, bald am Hause vorbei, bis sich innen der kleine Holzladen ein wenig öffnete, der hinter dem Eisengitter in halber Höhe des Fensterglases Unberufenen am Tage den Blick ins Zimmer benahm. Dann erschien die Angebetete, und es begann die flüsternde Zwiesprache der Liebenden. Täglich neu und doch seit Jahrhunderten dieselbe. Edith saß am Fenster des ersten Stockwerks, träumte und las, und dachte an die schönen, immer ein wenig traurigen dunklen Augen des jungen Marquis. Bald, in wenigen Tagen, würde ihr Vater kommen. Einige Wochen wollte er hier zur Erholung bleiben, dann sollte sie ihn heim begleiten. Dann hieß es Abschied nehmen von dem jungen Ritter, dem schönen, taktvollen, im Werben so entzückenden Mann. Wenn er ein entscheidendes Wort sprach, wollte sie dem Vater ihre Neigung gestehen. Er konnte es gewiß möglich machen, dem künftigen Schwiegersohn in Deutschland im Werk oder hier eine Stellung fürs Leben zu schaffen.

Edith sann und vergaß darüber den Schmerz im verbundenen Fuß. Die Tür des Zimmers, das, wie alle Räume im Hause, zum Patio, dem Innenhofe hinaus-

führte, stand offen. Das gleichmäßige Plätschern der großen Fontäne im Hof drang herauf.

Da klangen Schritte in der stillen Straße. Edith spähte vom Fensterplatz hinab. Es war Don Luis! Er sah empor und grüßte. Sie dankte. Da blieb er stehen, sah sich auf der Straße um und gab ihr ein Zeichen. Zuerst verstand sie nicht. Dann wiederholte er die Bewegung. Sie blieb ihr auch diesmal rätselhaft. Das beunruhigte sie, denn sie glaubte, er wolle ihr vielleicht irgend etwas sagen, sie um etwas bitten.

Da gab sie ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie in das Zimmer im Erdgeschoß neben dem Hauseingang gehen werde. Ein glückliches Lächeln huschte über Don Luis Lippen.

Drunten schob Edith den halbhohen Holzladen von der Fensterscheibe weg. Vor dem Gitter draußen stand der junge Marquis. Sie reichte ihm die Hand durch die Stäbe. Er zog sie eilig an die Lippen. Dann sagte er ihr, er habe von ihrem Unfall erfahren, bedaure ihren Hausarrest und doch beklage er ihn nicht, denn nun dürfe er sie sehen!

Anfangs hielt Edith den Holzladen nur ein klein wenig offen, so daß sie gerade hinausspähen, und er die Umrisse ihres Gesichts sehen konnte.

Aber dann wurde sie mutiger. Auf der Straße sah man keinen Menschen. Alles, was außerhalb des Bannkreises der Kathedrale oder der Prozessionsstraßen lag, war wie ausgestorben.

Es war eine Stunde so voll Romantik und geheimnisvollem Zauber, daß den Liebenden das Herz aufging.

Er sprach davon, wie sie sein Leben und seine Gedanken ausfülle, seit er sie gesehen. Wie seine Liebe zu ihr auf den ersten Blick erwacht sei.

Sie hörte zu, wie in einem Traum befangen. War er am Tage bisher immer zurückhaltend geblieben, so kleidete er jetzt seine Anbetung in die blumenreichste Sprache. Für Sekunden schloß sie die Augen und überließ sich dem Zauber der wohlklingenden Stimme. Ob sie ihn liebe?

Längst hatte sie ihm die Hand durch die Gitterstäbe gereicht, jetzt antwortete sie ihm stumm mit einem Druck.

Ob er wagen dürfe, um ihre Hand anzuhalten, wenn ihr Vater käme? Er könne ihr kein glänzendes, aber ein angesehenes Heim bieten. Einen Namen mit gutem Klang. Das alles entzückte sie mehr noch fast als seine Anbetung, denn sie wußte, er ahnte nicht, daß sie als vermögendes Mädchen in der Heimat für eine gute Partie galt.

Sie sagte zu. Ihm war es, als sanken alle Sterne, die am dunkelsamtnen Nachthimmel über ihnen standen, gleich einem goldnen Funkenmeer rings um ihn nieder.

Neben ihnen wuchsen in einigen Töpfen, die innen an die Gitterstäbe gebunden waren, edle Rosen. Ihr zartes Rosa schien Edith die sprechendste Farbe zu ihrer Liebesstimmung in dieser Stunde. Sie pflückte die schönste halberblühte und gab sie ihm.

Er zog ihre Hand wieder an seine Lippen, um ihr stumm zu danken, weil ihm Worte im Strom des Glückes versagten. Und dann kam es, wie es kommen mußte, und wie der Mond es schon so oft mitangesehen. Sie neigte ihr Gesicht immer näher an die Gitterstäbe beim Flüstern, und zuletzt streckte er beide Hände durch die Stäbe und zog ihren Kopf mit leisem Griff heran. Sie neigte das Gesicht, und er küßte sie auf die Wange. Und dann auf ihr schönes Blondhaar, das seinen Blick zuerst auf sie gelenkt.

Dann dachte sie an Don Juan Bonal, der sie nicht

im unklaren gelassen, daß er sich ihr mit einer Bewerbung nähern wolle. Wenn der Vater bald kam, war es gut, sie umging die Peinlichkeit, Don Juan abweisen zu müssen.

Drei Stunden währte die Prozession, mit der Don Juan ging. Immer wieder mußte der voranschreitende Konfrater mit dem hohen silbernen Stab aufstoßen und das Zeichen zum allgemeinen Halt geben und den Männern ein kurzes Ausruhen gestatten, welche die schweren Altäre auf ihren Schultern trugen.

Es war eine laue Frühlingsnacht. Der Durst stieg mit der körperlichen Ermüdung. Auch Don Juan Bonal schlug jetzt die heiße Kutte vom Kopfe etwas zurück und ließ sich vor einem Café an einer Straßenecke eine Limonade reichen. Die kleinen Chorknaben vor ihm ließen die Weihrauchfässer ein wenig sinken. Ein Mann rückte eine Leiter an den Altar und begann, die durch den Luftzug an den Straßenecken ausgelöschten Kerzen wieder anzuzünden, bevor man die Kathedrale durchzog.

Da hörte Don Juan seinen Namen. Er wandte sich um und sah einen seiner Freunde, der ihn erkannte, da er die Kapuze zurückgeschlagen hatte, um zu trinken.

Der Freund sagte: „Don Luis scheint sich nicht viel um die heutige Prozession zu kümmern.“

Don Juan horchte auf. Ein unbehagliches Gefühl beschlich ihn.

„Wie meinen Sie das, Don Alberto?“

„Ich habe ihn eben beim Plaudern mit einer Dame überrascht. Vielleicht stand er zum erstenmal in seinem Leben vor einem Gitter.“

Don Juan lächelte. Er dachte nicht daran, daß Don Luis mit Edith gesprochen haben könne. Es war gut,

wenn Don Luis ihm nicht mehr gefährlich ward. Dann sagte er: „Amüſant! Wir werden Don Luis morgen im Café necken. Er hielt doch ſonſt immer ſo auf ſtandesgemäßen Umgang.“

„Oh, die Straße, in der er vor dem Bitterfenſter ſtand, iſt ſtandesgemäß. Das Haus, vor dem er ſtand, hat, ſo viel ich weiß, vor kurzem Señor Baldiz gekauft. Wiſſen Sie, Don Juan, der Gutsbeſitzer, der die beſten Kampfſtiere züchtete.“

Don Juan ließ faſt die Kerze fallen. Er ſah Don Alberto ganz verwirrt an, daß der im ſtillen dachte, Don Juan noch nie ſo beſtürzt geſehen zu haben.

„Wenn ſich Don Luis für eine der beiden Töchter intereſſiert, könnte er das doch leichter haben, da er im Hauſe des Señor Baldiz verkehrt.“

Don Alberto zuckte leicht die Schulter und ſagte: „Es handelt ſich wohl kaum um Donna Dolores oder Donna Agueda bei Don Luis. Der Zufall fügte, daß ich eben am Hauſe der Familie Lopez vorbeiging und oben auf dem Balkon Señor und Señora Baldiz und ihre beiden Töchter bemerkte.“

„Iſt es gewiß, daß Sie die beiden Töchter eben bei ihren Eltern auf dem Balkon von Lopez ſahen?“

Don Alberto horchte auf. Was mochte der verwöhnte Frauenliebbling an dieſen Señoritas Baldiz gefunden haben, die doch keiner in der Stadt als beſondere Schönheiten anſah?

„Ich habe mich nicht getäuſcht.“

„Und Sie ſahen zur ſelben Stunde Don Luis trotzdem vor dem Bitterfenſter des Hauſes Baldiz?“

„Ja. Seitdem iſt noch keine halbe Stunde vergangen.“

„Mit wem könnte Don Luis geſprochen haben?“

„Was weiß ich? Bei ſeinem Adeltſtolz kann ich mir

nicht denken, daß ihn irgend eine Angestellte des Hauses anziehen sollte.“

„Sie konnten die Dame hinterm Gitter nicht sehen? Ich weiß ja, daß die selbstverständlichste Diskretion eines Caballeros fordert, nicht genau hinzusehen, wenn man solch ein Pärchen bemerkt. Sahen Sie gar nichts?“

„Nein! Don Luis hatte seinen Hut zwischen die Stäbe des Gitters ans Fenster gezwängt, damit war die Dame gegen Blicke von Vorübergehenden geschützt.“

Don Juan seufzte. Aber er brach ab, da sein Konfrater, der neben ihm in der Prozession schritt, auf ihn zukam und ihm seine neue Kerze an der seinigen anzündete. Don Juan war bereit, in der Reihe der andern wieder weiterzuschreiten.

„Kann ich Ihnen irgendwie gefällig sein?“ fragte Don Alberto.

„Ja! Möchten Sie jetzt noch einmal zum Balkon des Hauses Lopez hinauffehen und die einzelnen Personen genau betrachten? Ich möchte wissen, ob außer den Töchtern des Señor Baldiz noch eine blonde junge Dame mit auf dem Balkon ist. Sie würde Ihnen sofort durch ihre Schönheit und ihr Haar auffallen.“

„Ah, eine Engländerin,“ sagte Don Alberto und verstand nun erst das besondere Interesse Don Juans.

Die Männer hatten den Altar wieder emporgehoben, leise zitterte von der Erschütterung die strahlende goldene Krone auf dem Haupte der Madonna. Die Lilienbüschel zu beiden Seiten des Altars schwankten leise hin und her und im neuentzündeten Glanz des hundertfältigen Lichtermeeres, das sich zu ihren Füßen breitete, schwebte die Muttergottes in ihrem weitwallenden, goldbestickten Purpurmantel über den Köpfen der Menge.

Don Juan fiel es ein, daß er vergessen hatte, die

Kapuze wieder über das Gesicht zu ziehen. Er streifte den Seidenstoff herab. Ein Gefühl von Trauer, Ekel und Zerkahrenheit kam über ihn. Scharf empfand er in dieser Stunde, daß er sein Herz zum erstenmal an ein weibliches Wesen verloren hatte. Alles vorher war nur Spiel gewesen. Und zum erstenmal brannte sein Herz, weil er ahnte, daß ihm das Mädchen, das er liebte, zu entgleiten drohte.

Das herrliche Miserere, von Männerstimmen gesungen und von schwermütigen Celloklängen begleitet, war in der hohen Kathedrale verhallt. Mitternacht neigte sich dem neuen Tag entgegen. Mit dem angebrochenen Karfreitag nahen sich die kostbarsten alten Altäre zum Durchzug in der Kathedrale.

Unter den Brüdern, die in der Prozession jetzt in die Kirche einzogen, gab es keinen, der so zerstreut, so von weltlichen Gedanken erfüllt war, als Don Juan.

Er durfte nicht aus der Reihe gehen und sich selber Gewißheit und Ruhe schaffen. Noch auf Stunden blieb er an die Zeremonie gefesselt, bis zum Frührot des Karfreitags, wenn man die Altäre wieder in die Pfarrkirche geleitete.

Feierlich flackerten die Kerzen in den Händen der Brüder, ihr Schein fiel auf die hohen silbernen Stäbe.

In Don Juans Herzen wühlte weltlichste Eifersucht. Nie hatte er bisher dieses Gefühl gekannt.

Als die Prozession in der Kathedrale hielt, fühlte Don Juan, wie eine Hand sich halb von hinten leicht auf seinen Arm legte. Er wandte sich um und erblickte Don Alberto.

„Ich habe mich überzeugt,“ sagte er schnell und leise. Dann sah er sich in der nächsten Umgebung um. Niemand

achtete auf die beiden, denn unmittelbar vor ihnen stand der Altar mit der Madonna. Mädchen und Frauen drängten heran.

Don Juan behielt die Kapuze über dem Gesicht, um nicht erkannt zu werden, falls jemand ein Wort auffing.

„Was sahen Sie, Don Alberto?“

„Was ich Ihnen schon vorher erzählte.“

Don Juan richtete sich aus der vom Horchen gebückten Stellung auf.

„Dann eilte ich schnell noch einmal in die Straße vor das Haus des Señor Baldiz.“

Don Juan biß die Zähne zusammen. Er beherrschte sich gewaltsam.

„Was sahen Sie dort?“

„Nichts! Die Straße war leer, kein Mensch mehr zu sehen.“

Niemand sah, daß Don Juan unter der Kapuze seit Stunden zum erstenmal wieder lächelte. Ein Lächeln der Hoffnung. Vielleicht hatte sich Don Alberto doch getäuscht, als er Don Luis zu sehen glaubte. Er atmete auf und glaubte wieder an sein Glück. Bei der nächsten Gelegenheit wollte er sein Herz Edith eröffnen.

Sevilla rüstete sich abermals zur Renommierfahrt, festlicher, prangender denn je. Ostern begannen die Ferias, die Kirchweih. An beiden Seiten der breiten Promenadenstraße reihte sich ein schmuckes Holzhäuschen neben dem andern. In diesen Häuschen, die man für die vier Festtage mietete, empfingen einzelne Familien allabendlich ihre Freunde und Bekannten.

Don Juan stieg die Stufen zum Innenhof hinab.

Heute überfah er die Flucht seiner Zimmer, die sich im Viereck um den Hof reihten, mit größerer Aufmerk-

samkeit als sonst. Ja, es war alles im besten Stand. Wenn Donna Edith ihm ihr Jawort gab, konnte sie in zwei Monaten als Gebieterin in dieses Haus einziehen.

Jetzt wußte er erst, wie leer sein Leben bisher gewesen war. Dahingleiten Jahr um Jahr in Genuß, Vergnügen und schalen Zerstreuungen im ewigen Wechsel von Liebesabenteuern. Ein anderes Leben begann, wenn die kluge, weltgewandte, schöne blonde Frau bei ihm war.

Im Auto wartete der Chauffeur. Don Juan lenkte nicht selbst. Wenn er heute Donna Edith entdeckte, wollte er seinen Wagen verlassen können.

Es war, als ob in diesen Tagen Sevilla den ganzen Flor seiner vielen schönen Frauen zur Schau stellte. Ein langer Zug von Gefährten zog hinauf, der andere hinab.

Don Juan fuhr mit seinem Auto den Wagenkorsó auf und ab. Aber er sah weder die Familie Baldiz, noch Donna Edith. Dann ließ er den Chauffeur durch den Park und die Allee am Guadalquivir entlang fahren, der Stätte des gewöhnlichen Korsós. Dort traf man Gefährte, die dem Trubel zu entweichen wünschten. Aber auch hier entdeckte er weder Señor Baldiz noch die jungen Mädchen.

Verstimmt und verdrossen ließ Don Juan in die Stadt zurückfahren. Da sein Rückweg, um die Hauptmahlzeit des Tages einzunehmen, nahe am Haus des Señor Baldiz vorbeiführte, ließ er dort halten, klingelte an dem Gittertor, das den Innenhof von der Straße trennte, und hörte einen Diener herbeieilen. Auf seine Frage, ob die Herrschaften heute nicht am Korsó teilnähmen, erfuhr Don Juan, daß die Herrschaften vor wenigen Minuten zur Feria hinausgefahren seien. Die Caseta Nummer 80 sei von Señor Baldiz für vier Tage gemietet worden. Der Vater von Donna Edith sei vor einigen Tagen aus

Deutschland eingetroffen und im Hotel de Madrid abgestiegen. Der Señor aus Deutschland sei auch mit zur Caseta hinausgefahren.

Das befriedigte Don Juan. Nun wußte er, wo er Donna Edith zu suchen hatte. Ihren Vater kennenzulernen, würde ihm angenehm sein, um ihn in den nächsten Tagen bei schicklicher Gelegenheit zu einem Frühstück in sein eigenes Haus zu bitten.

Zu Hause ließ Don Juan sich eilig servieren, zündete nach der Mahlzeit eine Zigarette an und bestieg bald darauf wieder sein Auto.

Jetzt war er behaglicher gestimmt als vorhin und genoß den Zauber der Illumination.

Unter dem Lichtermeer wogte eine tausendköpfige Menge. Es schien auch heute, als ob kein Mensch in ganz Sevilla in seinem Hause geblieben sei.

Der Chauffeur stoppte vor der Caseta Nummer 80. Don Juan sprang aus dem Wagen. Nachts zwischen drei und vier Uhr sollte er wieder vorfahren. Man lebte in der Nacht und schlief am Tage.

Señor Baldiz hatte eines der größten Holzhäuschen gemietet, das nicht so eng war wie manche andern. Der äußere Schmuck des Häuschens war prächtig. Baldiz schien ein kleines Orchester bestellt zu haben, denn während Don Juan den Fußweg von der Fahrstraße zur Caseta überquerte, klang ihm Musik entgegen. Er erkannte Donna Ugeda und Donna Dolores, die in andalusischem Kostüm tanzten.

Don Juan wollte zunächst die Gastgeber begrüßen. Señora Baldiz trug heute ebenfalls eine weiße Spitzenmantille. Sie fragte Don Juan, ob er nicht länger in ihrer Caseta verweilen möge und vielleicht, wenn es ihm beliebe, auch am Tanze teilnehmen.

Don Juan lächelte zerstreut. Er suchte die Caseta ab. Wie? — War das möglich? Abseits von den Tanzenden saß ein junges Paar unter einer Kette roter, großer Lampions. War das Donna Edith? — Mit wem?

Don Luis saß neben ihr!

Er hatte sich kaum gefaßt, als Edith ihn erblickte. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht, sie sagte Don Luis einige schnelle Worte. Dann erhoben sich beide und gingen Don Juan entgegen, ehe er sie zur Begrüßung erreichen konnte.

Man wechselte die ersten herkömmlichen Worte der Begrüßung. Dann zog Don Luis den Arm der jungen Deutschen durch den seinen und sagte zu Don Juan: „Sie gestatten, Don Juan, daß ich Ihnen meine Braut vorstelle, Donna Edith!“

Don Juan hatte bis jetzt seinen Hut noch in der Hand behalten. Er krampfte sie jetzt zusammen.

Aber er war Weltmann genug, liebenswürdig zu bleiben, die Hand Donna Ediths flüchtig an seine Lippen zu ziehen, um ihr seine Glückwünsche auszusprechen. Dann schüttelte er Don Luis die Hand.

Der sah dem Freund in die Augen und hielt seinem Blick stand. Er ahnte, was in Don Juan vorging.

Das Schicksal war dem jungen Marquis de Lara jetzt auch einmal günstig, nachdem er bisher so tapfer die Armut durch Arbeit niedergerungen hatte. Nun kam das Glück für ihn.

Die Sevillana war beendet. Das Orchester setzte mit einer modernen Tanzweise ein. Don Luis wünschte zum erstenmal mit der Geliebten zu tanzen. Sie sagte zu.

Die junge Welt tanzte mit. Die Eltern und Älteren unterhielten sich rings an den Sitzreihen oder an der Balustrade, die zum Fußgängerweg hinabführte. Don Juan fehlte die Lust, sich zu unterhalten oder gar zu

tanzen. In den Ferias der vorhergehenden Jahre, wie unermüdllich hatte er da getanzt, den Sevillanerinnen die Köpfe verdreht und war lachend wieder zu andern gegangen.

In unbeobachteten Augenblicken schlich er sich über die kleine Holzterrasse zur Caseta hinaus und verschwand unter den Leuten, die vor den Casetas promenierten.

Erst als er die stillen, einsameren Straßen der Stadt erreichte, ging er langsamer. Einmal blieb er stehen und sah zur schlanken Giralda empor. Ihm schien, als ob die Steine und Häuser der Straßen zu reden begännen, ihm erzählen wollten von alten Zeiten, in der sein Urahn, der erste Don Juan von Sevilla, dieselben Wege gegangen war und die Herzen der Mädchen geknickt, die hinter diesen blühenden Gitterfensterchen gelebt.

Wenn ihn auch heute nicht zur Rache der düstere Komtur geholt hatte, so war doch auch seine Strafe hart genug. Der jüngere Freund hatte die Dame erobert, der Don Juan die erste Liebe seines Lebens weihen wollte.

Rahmenrätsel

M								E
N								E

Es sollen die Buchstaben A A C E E H I J L L L L O O O P R S S V noch so in die leeren Felder des Rahmens eingefügt werden, daß die vier Reihen Worte von folgender Bedeutung ergeben:

1. kirchliches Gebäude,
2. geometrische Figur,
3. kleine Prosadichtung,
4. Gewürzpflanze.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Evas Smaragden

Roman von Alexandra von Boffe

In einem von Offizieren vielbesuchten Gastlokal in Odessa saßen an einem Tisch, der durch Glaswände von dem übrigen Raum abgetrennt war, eine Anzahl junger Kosakenoffiziere in ihren kleidsamen Uniformen und zechten. Sie hatten sich nach einer langweiligen Gesellschaft beim Gouverneur hier zusammengefunden, es war schon spät und alle bereits ziemlich betrunken, auch Gregor Kyrillowitsch Sublinoff, der aber viel vertragen konnte. Er lag in seinem Sessel, hatte die langen Beine ausgestreckt und rauchte eine Zigarette nach der andern, sein schönes, braunes Gesicht mit den länglichen Tatarenaugen, die dunkel unter kohlschwarzen Brauen hervorblickten, war stark gerötet. Er hatte die Uniform aufgekнопft und dehnte sich behaglich, wie ein schönes, geschmeidiges Tier.

Neben ihm saß der einzige unter ihnen anwesende Zivilist, ein Herr von Bergen, ein Balte, der mit Sublinoff sehr befreundet war, ihn bewunderte und zu ihm aufsaß. Er war klein und schwächlich, von Beruf Diplomat, sah beinahe mädchenhaft zart aus und paßte eigentlich gar nicht in den Kreis der derben und zechlustigen Kosaken, und er wurde immer aufgereggt, wenn er getrunken hatte. Erregt sprach er auf Sublinoff ein, der ihm gleichmütig und nachsichtig zuhörte.

„Warum gerade diese?“ sagte er zankend. „Du wußtest doch, daß sie mit dem jungen Bradsky verlobt war und Geschichten daraus entstehen mußten. Warum also gerade sie? Es gibt doch genug andre in Odessa ...“

„Laß doch — was geht dich das an?“ brummte gelangweilt Sublinoff. Bergen erregte sich mehr und mehr, seine Stimme wurde lauter.

„Aber Bradsky soll schon alles erfahren haben,“ rief er, „und nun wird es Skandal geben. Er hat geschworen, dich zu töten.“

„Puh!“ machte Sublinoff und blies den Rauch seiner Zigarette voll unsäglicher Verachtung von sich. „Das Kaninchen mich töten? Ha — ha! Warum hütet er seine Braut nicht besser!“

Er trank, zuckte gleichmütig die Achseln.

An einem Tisch direkt hinter der Glaswand aber saßen junge Odeessaer Kaufleute, darunter der erwähnte Bradsky selbst, der aufgehört hatte, als Bergens Stimme lauter ertönte, und nun jedes Wort verstand, das hinter der Glaswand gesagt wurde. Ganz bleich ballte er die Fäuste.

„Ach, langweilig,“ setzte Sublinoff, sich dehnend, hinzu, „was kann ich denn dafür, daß sie sich in mich verliebt hat, die Gans! Man nimmt das dann so mit.“

„Aber wo du gar nicht in sie verliebt warst . . .“ begann Bergen.

„Ich war — ich war!“ unterbrach ihn Sublinoff. „Hübsches Ding und pikant, wie alle Polinnen, aber dann wurde sie mir eben langweilig. Was ist dabei zu machen?“

„Und wo du wußtest . . .“ begann wieder Bergen, doch konnte er nicht ausreden, denn wie aus dem Boden gewachsen stand plötzlich ein junger Mensch am Tisch, dessen blaßes Gesicht vor Wut ganz verzerrt war.

„Du Schuft! Du Schuft!“ zischte er und schlug mit dem Stock nach Sublinoffs Gesicht. Doch traf der Schlag nur seinen Arm, den er instinktiv zur Abwehr erhoben hatte, und ehe Bradsky noch einmal zuschlagen konnte, waren zwei der Offiziere aufgesprungen, hatten ihn bei den Armen ergriffen und hinderten ihn an weiteren Tätlichkeiten.

„Ruhig!“ flüsterte Bergen dem Wütenden zu, der verzweifelnd versuchte, sich zu befreien. „Warum Aufsehen machen? Sublinoff wird Ihnen Genugthuung geben, wenn Sie das wünschen.“

„Natürlich,“ sagte Sublinoff, der ganz ruhig sitzen geblieben war und gar nicht erregt, eher gelangweilt aussah; nur seine dunklen Augen funkelten wie die eines gereizten Raubtiers. „Genugthuung so viel Sie wollen, wann und wo Sie wollen. Ich stehe zur Verfügung.“

Zwei Freunde Bradskys waren nun herbeigeeilt, zogen ihn mit sich fort, die Offiziere erhoben sich, das Lokal zu verlassen, und somit war der Auftritt erledigt. —

Einige Tage später wurde es in Odessa bekannt, daß der junge polnische Kaufmann Felix Bradsky auf der Jagd unvorsichtig mit seinem Gewehr umgegangen sei und dabei tödlich verunglückt wäre. Man wollte die Wahrheit über seinen Tod vertuschen. Nur wenige Eingeweihte wußten, daß Sublinoffs Kugel ihn im Verlauf des Zweikampfes, der nach dem nächtlichen Auftritt stattgefunden, in die Stirn getroffen und getötet hatte. Die Polizei, die irgendwie Wind von der Sache bekommen, wurde durch einige große Rubellscheine beschwichtigt, und alle Beteiligten hatten sich zum Schweigen verpflichtet.

Bergen sprach zu einem von Sublinoffs Kameraden erregt über das Duell, dessen trauriger Ausgang ihn betrübte: „Verstehe Gregor nicht. Warum mußte er ihn töten, nachdem doch er ihm unrecht getan? Bradsky war so aufgereggt und natürlich fehlte er deshalb. Gregor hätte ihm darauf den Arm zerschmettern können und — gut. Aber nein, er zielte kaltblütig und — mitten in die Stirn. Wie ein Mord! Nicht einmal leid tut es ihm jetzt, nein. Er sagte zu mir, für den Versuch, ihn mit

dem Stock ins Gesicht zu schlagen, habe Bradsky den Tod verdient. Von so einem polnischen Kaninchen dürfe sich ein kaiserlich russischer Kosakenoffizier derartige Frechheit nicht ungestraft gefallen lassen. Keine Spur von Reue. Ein Teufel ist er, der Gregor."

Und Bergen bewunderte diesen Teufel.

Aber allmählich wurde der Zweikampf doch bekannt, wenn auch nur gerüchtweise, und Sublinoff wurde als Bradskys Gegner genannt. Dazu kam, daß die hübsche kleine Nonka, die Bradskys Braut gewesen, sich vergiftete, und man sagte, daß sie es getan, weil Sublinoff sie zuerst verführt, dann verlassen habe. Sowohl Bradsky wie Nonka waren Polen. Es gab sehr viele Polen in Odessa, die zusammenhielten, und es kam zu Feindseligkeiten zwischen ihnen und Offizieren der Odessaer Garnison. Sublinoff erhielt Drohbrieife, bei den Behörden liefen verschiedene anonyme Anzeigen über den Zweikampf und andre Untaten, die er begangen haben sollte, ein. Darauf hielt es die Militärbehörde doch für besser, Sublinoff aus Odessa zu entfernen. Es wurde von Strafversetzung gesprochen. Aber er hatte hohe Gönner, und so erfolgte seine Versetzung nach St. Petersburg.

Schon seit einem Jahr, seit dem Tode seiner Mutter, hatte Gregor Sublinoff sich um Versetzung nach Petersburg bemüht. Denn seit das mütterliche Erbteil in seinen Händen war, konnte er wieder flott leben und mit Glanz auftreten, dazu brauchte er Petersburg. Und nun kam unverhofft die erwünschte Versetzung, gleich einer Belohnung dafür, daß er das Glück zweier Menschen zerstört und zwei Menschenleben vernichtet hatte.

Eva Maria Malvers stand am Fenster ihres hübschen Zimmers im kleinen Palais Schachten an der Moskwa

und blickte in das dichte Schneegeföber hinaus. Es war erst Mitte November, aber der Winter hatte in diesem Jahr in Petersburg früh begonnen, schon Ende Oktober war Schnee gefallen und seit Anfang November deckte Eis den Moikakanal. Im Frühjahr und Herbst war es hübsch, den Verkehr der Barken auf dem Kanal zu beobachten, und die Menschen darauf, die Schiffer in ihren bunten Hemden, die Frauen in ihren roten Kopftüchern. Sie lieben so sehr die rote Farbe, die Russen, das war Eva aufgefallen, seit sie im wirklichen Rußland lebte. Rote Hemden bei den Männern, rote Kopftücher bei den Mädchen, die ihre weißen Hemden blau und rot, aber überwiegend rot, ausstücten.

Zurzeit ruhte natürlich jeder Verkehr auf dem Kanal, dessen Eis eine dicke Lage Schnee deckte. Aber auf der Straße am Kanal entlang war dafür reges Treiben. Lautlos glitten kleine, niedrige Schlitten, mit meist kleinen, struppigen Pferdchen davor, über die glattgefahrene Schneebahn und ganz gedämpft nur Klang ihr Schellengeläute durch die doppelten Fenster zu Eva herein. Unförmig in ihren dicken Schafspelzen die Kutscher, deren Gesichter von Kälte gerötet waren, und dicht ver mummt die Insassen der Schlitten; denn es wehte ein eisiger Wind.

Bei der großen hölzernen Brücke, die hier über den Moikakanal führt, ging ein Polizist auf und nieder. Er hatte lange, bis über die Knie reichende Filzstiefel, sogenannte Walenki, an den Weinen, stampfte aber trotzdem heftig auf, die starren Füße zu erwärmen, und schlug ab und zu die Arme kräftig um den Leib. Da kam ein schöner Schlitten, mit zwei prächtigen Orlofftrabern davor, über die Brücke gesaußt, und der dicke Kutscher auf dem Boß saß vorgebeugt, hielt die Zügel in ausgestreckten

Armen, wie es die herrschaftlichen russischen Kutscher thun. Der Polizist nahm Haltung beim Herannahen des Gefährts und legte die Hand grüßend an die Pelzmütze, aber der junge Offizier, der im Schlitten saß, bemerkte den Gruß nicht oder wollte ihn nicht beachten, weil er wohl seine Hand nicht unter der Pelzdecke hervorziehen mochte. Eva fühlte plötzlich ihr Herz schneller schlagen und das Blut stieg ihr jäh in die Wangen: War das nicht Gregor Kyrillowitsch Sublinoff, der Kosak, den sie am Abend zuvor auf der Gesellschaft im Palais Garizzin kennengelernt hatte? Trotzdem er den Pelzkragen aufgeschlagen und die Pelzmütze tief in die Stirn gerückt, glaubte sie ihn zu erkennen. Und was für prächtige Pferde vor seinem Schlitten!

Sie irrte sich nicht. Der Schlitten hielt am Hause an. Sublinoff machte also Besuch.

Aus Gesprächen zwischen Frau von Schachten und deren Tochter Lisa wußte Eva, daß Sublinoff erst kürzlich aus der Krim nach Petersburg zurückversetzt worden. Sie kannten ihn von früher. Gestern abend waren sie zum erstenmal wieder mit ihm zusammengetroffen, und heute schon machte er Besuch. Er wünschte also wieder im Palais Schachten zu verkehren. Zu dieser Vormittagsstunde nahm jedoch Frau von Schachten niemals Besuche an, er gab also nur Karten ab. Gleich darauf setzte sich der Schlitten wieder in Bewegung und saufte davon.

Eva lebte aber erst seit weniger als zwei Jahren bei ihrem Vormund, Baron von Schachten, dem Freunde ihres verstorbenen Vaters, in Petersburg, und tatsächlich war die Gesellschaft bei der Fürstin Garizzin die erste, die sie hier mitgemacht, da sie den Winter zuvor noch in tiefer Trauer gewesen. Allerdings waren viele der dort Anwesenden ihr schon vorher bekannt, aber mit Sublinoff

war sie da zum erstenmal zusammengetroffen und man hatte ihn ihr vorgestellt. Seine gewinnende Persönlichkeit hatte sofort einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, sie wußte selbst nicht, warum das so war. Sie war wie verzaubert, konnte kaum an andres denken als an sein schönes, braunes Gesicht, sein glänzendes Äußere in der hübschen Kosakenuniform, sein gewinnendes Wesen. Er hatte sich zunächst gar nicht um sie bekümmert, die Damen hatten ihn umringt und geradezu gefeiert. Es hatte den Anschein gehabt, als wären alle, alt und jung, mehr oder weniger in den schönen Kosakenoffizier verliebt. Nur ganz zuletzt, als man nach einer Pause noch einmal zu tanzen anfing, hatte er sie zu einer Mazurka geholt. Wie wild er tanzte! Ganz betäubt war sie gewesen, als er sie dann an einen Platz geführt und sich neben sie gesetzt hatte, um mit ihr zu plaudern. Sie erinnerte sich nicht, was er gesagt, sie hatte es wohl in der seltsamen Erregung, in die sie durch seine Nähe versetzt worden, kaum verstanden, aber noch klang der weiche, einschmeichelnde Bariton seiner Stimme in ihrem Ohre nach.

Eva schalt sich selbst: Wie dumm, sich von einem Menschen, den sie eigentlich noch gar nicht kannte, derart bezaubern zu lassen! Er — nun er dachte gewiß gar nicht mehr an sie, mit der er gewiß nur aus Höflichkeit einmal getanzt hatte. Natürlich dachte er längst nicht mehr an sie.

Eva stand noch immer am Fenster. Es hatte aufgehört zu schneien. Jetzt teilten sich die Wolken, die schwer über der Stadt hingen, ein Sonnenstrahl brach hindurch und umspielte Evas helles Haar, das goldig aufleuchtete. Aber sie runzelte die Brauen, die dunkler waren als das Haar, und ihr feines Gesichtchen, mit der zartgeformten Nase, nahm einen zornigen Ausdruck an, während ihre

kleinen, weißen Zähnen die Unterlippe zerbissen. Sie glaubte sich zu erinnern, daß sie kein Wort gesagt, während Sublinoff neben ihr gefessen. Wirklich, kein einziges Wort war dabei über ihre Lippen gekommen.

„Eine ganz dumme, kleine Gans, wird er gedacht haben,“ sagte sie sich und errötete nachträglich aus Ärger über ihr dumm-schüchternes Benehmen.

Der ehemalige Professor an der Dorpater Universität, Doktor Johann Albrecht Malvers, war seiner ein Jahr zuvor verstorbenen Frau in die Ewigkeit gefolgt, als Eva Maria gerade siebzehn Jahre alt geworden war, und dem Versprechen gemäß, das er dem alten Freunde gegeben, hatte Baron von Schachten das junge Mädchen sofort von Riga, wo Malvers gelebt, abgeholt und in seiner Familie aufgenommen. Er war von dem alten Malvers zu Evas Vormund ernannt und verwaltete das recht beträchtliche Vermögen, das ihr von ihren Eltern hinterlassen worden war.

Da die beiden schönen Töchter des Ehepaars Schachten bereits seit einigen Jahren verheiratet waren, die ältere nach Moskau, war Frau von Schachten recht froh gewesen, an dem hübschen und wohlherzogenen jungen Mädchen ein drittes Töchterchen zu gewinnen, und bald entwickelte sich zwischen der gutherzigen und vornehmen alten Dame und dem verwaissten Kinde ein liebevolles, ja geradezu zärtliches Verhältnis, das beide befriedigte und beglückte. Oft sagte Frau von Schachten halb scherzend, halb ernsthaft: „Die Eva ist doch wirklich meine Lieblingstochter.“

Als Eva heute zum Gabelfrühstück kam, das um ein Uhr mittags gereicht wurde, sah sie ein wenig bleich aus, und gleich erkundigte sich Mama Schachten, ob ihr etwas

fehle. Eva errötete, obgleich kein Grund dafür vorhanden war, und versicherte, daß sie sich vollkommen wohl befinde.

„Nun, es war gestern sehr spät, als wir nach Hause kamen, und du bist die späten Stunden der Petersburger Gesellschaften noch nicht gewöhnt. Hast du dich denn wenigstens gut amüsiert, mein liebes Kind?“

„O sehr,“ sagte Eva und widmete dann ihre Aufmerksamkeit dem Birkenhuhnflügel auf ihrem Teller.

Baron Schachten, der zurzeit eine hohe Stellung am Hofe bekleidete, war gestern verhindert gewesen, die Gesellschaft bei der Fürstin Garizzin zu besuchen, und seine Frau erzählte ihm davon, nannte Namen und sie besprachen einige der von ihr genannten Bekannten.

„Und denke,“ berichtete Frau von Schachten weiter, „Gregor Kyrillowitsch Sublinoff war da. So eine Überraschung! Kein Mensch wußte, daß er nach Petersburg versetzt wurde. Und alle waren sie gleich wieder in ihn verliebt — schrecklich.“ Frau von Schachten lachte gutmütig. „Aber wirklich, wie ein junger Gott sah er aus, und sogar die alte Kratkoff machte ihm Avancen. — Ist er dir vorgestellt worden?“ wandte sie sich zuletzt an Eva, die wieder errötete; denn wie alle Blondinen errötete sie sehr leicht.

„Ja, er tanzte die letzte Mazurka mit mir,“ sagte sie, und Baron Schachten zog die Brauen empor, drohte Eva scherzend mit dem Finger: „Nimm dich nur vor dem in acht, meine Kleine!“

„Ach, er soll in Odessa wieder eine Affäre gehabt haben, ein Duell sogar, glaube ich, wegen einer polnischen Jüdin, und darum hat man ihn versetzt.“

„Strafversetzung nach Petersburg also,“ lachte Schachten. „Es gibt Leute, die immer das Glück haben, die Treppe hinaufzufallen.“

„Nun, damals, vor vier Jahren, als er die Affäre mit der Baronin Beaucamp hatte, wurde er nach Odeffa versetzt.“

„Ein anderer wäre nach einem kleinen Nest in Sibirien geschickt worden, denn die Geschichte mit der Beaucamp war ja beinahe Grund zu einem diplomatischen Konflikt. Nur weil Sublinoff damals noch so jung war, ging es gut für ihn ab, da man ihr die Schuld gab.“

„Und außerdem wollten die Franzosen keinen Skandal machen, weil sie uns brauchen,“ meinte Frau von Schachtens, „darum wurde Beaucamp abberufen.“

Am Nachmittag kamen einige Damen zum Tee, und wieder wurde von Sublinoff gesprochen. Die Gräfin Kratkoff, die über fünfzig war, sich aber noch jugendlich zu kleiden und zu geben liebte, begeisterte sich geradezu für ihn, erzählte von verschiedenen Liebesaffären, die ihm nachgesagt wurden, über die sie sich amüsierte und die sie dem jungen Kosakenoffizier als Heldentaten anzurechnen schien.

„Und jetzt ist er auch noch reich geworden,“ fügte sie befriedigt hinzu. „Eine Anzahl wunderbarer Pferde hat er sich angeschafft und sich eine sehr schöne Wohnung eingerichtet. Er hat seine Mutter beerbt, ja. Die alte Sublinoff war geizig, hat ihn kurz gehalten, nachdem er sein väterliches Erbe sehr schnell vertan. Nun, davon wird nicht viel dagewesen sein, meine ich, denn der alte Sublinoff mußte zu leben.“

Dann tuschelte sie mit Lisa, Frau von Schachtens jüngerer Tochter, die an einen Fürsten Michael Dargilow verheiratet war.

Eva reichte Tee und Kuchen herum, verhielt sich schweigend, hörte aber voll Interesse zu. Sie hörte auch einen Teil von dem, was die Kratkoff Lisa zuflüsterte: „Ja —

man sagt — eine wunderschöne Person — nun ja — eine französische Tänzerin oder so was — schon in Odessa . . .“

Madame Lirar, die frühere Erzieherin der Schachten'schen Töchter, die wußte, daß Lisa, ehe sie ihren Michael heiratete, mit dem damals noch sehr jungen Sublinoff geflirtet hatte und ganz gefährlich in ihn verliebt gewesen war, sagte in tadelndem Ton: „Ein junger Taugenichts, weiter nichts. Ich weiß nicht, warum man so viel aus ihm macht.“

„Aber ein liebenswürdiger Taugenichts,“ sagte die Kratloff.

„Nun, ob liebenswürdig, ist auch fraglich,“ meinte Frau Anna Gregorowna Makky und verzog hochmütig ihr immer bleiches Gesicht. Man sagte von ihr, daß sie während eines einjährigen Aufenthalts in Odessa eine Liaison mit Sublinoff gehabt hatte. Sie war von ihrem Mann geschieden, aber nicht deshalb, vorher schon, und hatte gehofft, Sublinoff werde sie heiraten, was er nicht getan und was sie ihm sehr übelgenommen hatte.

Frau von Schachten und eine ganz alte Frau Postitschew unterhielten sich über seine Mutter. Die alte Postitschew hatte seine Mutter jung gekannt und sagte, sie sei sehr schön gewesen, sehr gefeiert. Man sagte, sie stamme von Tataren, aber sie habe wie eine schöne Griechin ausgesehen. Ihre Ehe mit Gregors Vater wäre nicht besonders glücklich gewesen, später hätten sie, die Sublinoffs, ganz getrennt gelebt, er in Petersburg, sie in der Krim, man habe sie nicht mehr gesehen. An ihr Vermögen habe der Mann, der sehr verschwenderisch und im großen Stil zu leben liebte, spielte, trank und bis in sein Alter als Lebemann auftrat, nicht herangekonnt, weshalb der Sohn von ihr wohl ganz hübsch geerbt haben mochte.

Seine Schönheit habe der Gregor von der Mutter, seine Leichtlebigkeit entschieden vom Vater.

„Der liebte auch schöne Pferde und schöne Weiber,“ fügte die alte Dame mißbilligend hinzu.

„Aber er hat einen brutalen Mund und ein schwaches Kinn,“ sagte Frau Maßky und wendete sich dabei zu Lisa. Diese zuckte die Achseln.

„Mag sein; daraufhin muß ich mir ihn erst ansehen.“

„Aber Sie kannten ihn doch früher sehr gut, Fürstin,“ sagte die Maßky und kniff die Augen zusammen, und Lisa, die es nicht liebte, daran erinnert zu werden, daß sie einmal ganz toll in Gregor Sublinoff verliebt gewesen, errötete unwillig, dann erwiderte sie leichtthin: „O ja, als er und ich beinahe noch Kinder waren, haben wir ein bißchen gestirtet. Aber wie lange ist das schon her!“

Eva hörte das alles und ihr war, sie wußte selbst nicht warum, zumute, als ginge das, was über Sublinoff gesagt wurde, sie ganz besonders an und als beobachtete man sie, um die Wirkung, die es auf sie machte, zu prüfen, was natürlich Unsinn war. Sie ärgerte sich, daß man eigentlich nur Ungünstiges von ihm erzählte; es gefiel ihr nicht, von seinen Liebesaffären zu hören, denn er erschien ihr nach seinem Äußeren geradezu als das Ideal eines Mannes. So war sie der Gräfin Kratkoff dankbar, als diese erzählte, wie der junge Gregor einmal mit eigener Lebensgefahr eine Anzahl Menschen, die auf einer Eisscholle auf der Newa trieben, gerettet hatte. Sie erzählte das ausführlich, und wie niemand sonst sich in einem alten Kahn in das treibende Eis hinaus getraut, aber er habe sich keinen Augenblick besonnen. Es erschien das Eva ganz natürlich; denn so wie er war, mußte er mutig sein, und gewiß hatte er oft schon sein Leben aufs

Spiel gesetzt, wenn es galt, andre zu retten. Eva wußte nicht und die Kratkoff erzählte es nicht, daß Sublinoff damals in Begleitung eines alten Großfürsten gewesen und eigentlich auf dessen Befehl gehandelt hatte. Der alte Großfürst hatte gesagt: „Sie sind jung und stark, Sublinoff, gehen Sie, retten Sie die Leute, das macht guten Eindruck beim Volk.“ Hinterher aber hatte er auf den Großfürsten gescholten, der ihn wegen den paar Muschiks auf die Newa hinausgeschickt, es wäre viel besser gewesen, man hätte das Gewürm ertrinken lassen. Erst nachdem er eine Rettungsmedaille erhalten, liebte er es, wenn man von seiner Heldentat sprach.

„Nun, Gregor Kyrillowitsch werden heute die Ohren geklungen haben,“ sagte Lisa, als alle Damen gegangen waren. „Ich weiß nicht, warum sie es alle so interessant finden, sich über ihn zu unterhalten. Übrigens,“ sie sah Eva lächelnd an, „du hast gestern an ihm eine Eroberung gemacht, Evachen. Er hat zur Garizzin gesagt, er sei ganz begeistert von deiner Lieblichkeit.“ Als Eva bei diesen Worten erglühete, lachte sie belustigt: „Aber Ewitschka, ei, ei! Du hast dich doch nicht etwa schon in ihn verliebt? Nein? Nun gut. Aber nimm dich in acht.“

„Ach, Eva denkt noch gar nicht an so was,“ sagte Frau von Schachten. „Nein, wirklich, das mußt du nicht, und noch lange nicht heiraten, mein Liebling, damit ich nicht wieder allein bleibe. Es ist viel besser, wenn man erst später heiratet.“

Trotzdem Frau von Schachten wünschte, daß Eva noch lange nicht heiraten sollte, konnte sie es doch nicht lassen, sich mit Heiratsplänen für sie zu beschäftigen. Eva war so gemütvoll, sie mußte einen recht guten Mann bekommen, mit dem sie wirklich dauernd glücklich werden

konnte. Sie hatte eine sehr gute Freundin, Frau Dffypin, die verwitwet war und einen einzigen Sohn, Paul, besaß. Diesen Paul kannte Frau von Schachten schon, als er noch in den Windeln lag, und er war auch als Baby immer brav und artig gewesen. Frau Dffypin war wohlhabend, Paul mußte einmal alles von ihr erben, es war also sicher, daß er gar nicht danach sich richten würde, ob Eva reich oder arm sei, wenn er sich in sie verliebte. Er war vierundzwanzig Jahre alt, hatte soeben seine Studien beendet, aber sich bis jetzt noch für keinen Beruf entschlossen. Die Dffypins besaßen ein hübsches Gut in Finnland, das verwaltet wurde, und das er, wenn er heiratete, selbst bewirtschaften konnte.

Paul war von seiner Mutter sehr verwöhnt und verhätschelt, aber das schadete bei der Gutartigkeit seines Charakters nichts. Weil sie ihn so gut nährte, fing er bereits an, etwas zu dick zu werden für sein Alter, und trotzdem er von Gesundheit strotzte, war seine Mutter beständig um sein Wohlbefinden besorgt: „Pawluschka, binde dein Halstuch fester. Pawluschka, mach' deinen Mantel zu. Pawluschka, erhitze dich nicht.“

Pawluschka lachte manchmal über die stete Sorge seines Mütterchens, aber er ärgerte sich nicht darüber, dafür war er ein viel zu guter Sohn. Ja, er war ein sehr guter, liebevoller Sohn, und wenn einer das war, so wurde er auch ein guter und liebevoller Ehemann. Darum wünschte Frau Schachten Eva mit Paul Dffypin zu verheiraten.

Die Schachtens wie die Dffypins besaßen an der Ostseeküste Finnlands, in Merrekül, ein Landhaus; sie hatten dort den Sommer zugebracht, wobei Paul und Eva Gelegenheit gefunden, viel miteinander zu verkehren und sich kennenzulernen. Sie hatten zusammen Bootsfahrten

unternommen, gefischt, im Meer gebadet und lange Spaziergänge entlang der schönen Küste und in die benachbarten Dörfer unternommen. Sie waren nach und nach so vertraut geworden wie Geschwister. Aber bei Paul zeigte es sich bereits, daß er in Eva verliebt war. Frau Dffypin war auch durchaus nicht gegen eine Verbindung zwischen Paul und Eva, obgleich sie wußte, daß Eva nicht das leibliche Kind der Malvers war, sondern ein Findling, dessen wirkliche Eltern nicht bekannt waren. Ihr gefiel das liebliche, wohlerzogene Mädchen sehr, und auch der Gedanke, daß Paul keine Schwiegermutter bekommen würde, war ihr sehr angenehm. Aber sie sagte, die jungen Leute müßten noch ein paar Jährchen warten, denn beide seien noch zu jung.

Frau Dffypin sah in ihrem Pawluschka immer noch ein Kind und konnte sich nicht drein finden, daß er erwachsen war. Vorläufig jedoch war Eva kühl und unberührt geblieben. Sie hatte den guten, dicken Paul ganz gern, dachte aber gar nicht daran, sich in ihn zu verlieben, und ahnte nichts von den Plänen, welche Mama Schachten und Mama Dffypin ganz im geheimen schmiedeten.

Auch in Petersburg verkehrten Dffypins viel bei Schachtens, Frau Dffypin kam mit Paul oft zum Tee oder zum Frühstück oder verbrachte im Palais Schachten einen gemüthlichen Abend. Paul widmete sich dann eifrig Eva, aber diese faßte das ganz harmlos auf und von Liebe zu reden, hatte er noch nie gewagt.

An einem schönen, klaren, nicht zu kalten Wintertag unternahmen sie nun gemeinsam in zwei Schlitten eine Fahrt auf der Newa. Die beiden alten Damen fuhren im Schachtenschen Schlitten, Eva und Paul folgten in einem Einspänner, der Paul gehörte, und dessen braves,

wohlgenährtes Pferd er selbst lenkte. Man wollte Eva die Samojeden zeigen, die sich auf der Newa eingefunden hatten.

Die Newa ist bei Petersburg so breit, daß man das jenseitige Ufer kaum sieht, und in ihrer ganzen Breite war sie bereits fest gefroren, das Eis mit Schnee bedeckt. Verschiedene Straßen waren nach dem jenseitigen Ufer und den Inseln durch den Schnee gezogen, die glatt gefahren waren, und pfeilschnell flogen Schlitten über die ebene Fläche dahin. Da Frau von Schachtens große Karossiers ihren würdevollen Trab nicht aufgaben und Pauls dicker Brauner es zufrieden war, hinter dem ersten Schlitten zu bleiben, und gar nicht dazu neigte, Schnelligkeitsrekorde aufzustellen, wurden sie oft von andern Schlitten überholt. Dann ertönte hinter ihnen besonders lautes und melodisches Schellengeläut, und als Eva den Kopf wendete, sah sie eine prächtige Troika, mit drei Schimmeln davor, heranbrausen. Das mittlere Pferd in der Deichsel trabte weitausgreifend, die beiden etwas kleineren Schimmel galoppierten rechts und links mit nach auswärts gewendeten Köpfen. Es sah wunderhübsch aus, als das Gespann herangebraust kam; Paul mußte zur Seite weichen, es vorüber zu lassen und seine Aufmerksamkeit seinem Pferde zuwenden, das, durch das laute Schellengeläut erregt, einige Sprünge machte, aber Eva wendete den Blick der Troika zu. In dem Augenblick, da sie an ihnen vorüberrauschte, erkannte sie darin Gregor Sublinoff, der die sechs Zügel der Schimmel in seinen ausgestreckten Händen hielt. Sekundenlang trafen sich seine und ihre Augen, dann grüßte er, sich neigend, und ließ die lange Schnur der kurzgriffigen Peitsche über den Schnee wirbeln.

In diesem kurzen Augenblick war Eva alles Blut jäh

zum Herzen geströmt und danach jagte es heiß durch ihre Adern und ihre Wangen erglühten verräterisch. Sie war froh, daß Paul davon nichts gewahren konnte, weil er mit seinem Pferde beschäftigt war, doch hatte er nachträglich Sublinoff erkannt, und mißmutig sagte er: „Woher hat er nun wieder diese Schimmeltroika, der Sublinoff! Immer neue Pferde. Er muß Geld wie Heu haben oder er wird mit dem, was er hat, bald fertig sein.“

Eva erwiderte nichts darauf.

Paul aber fürchtete, Sublinoff würde sich auch bei den Samojeden einfinden und sein Zusammensein mit Eva stören. Er war eifersüchtig auf den schönen Kosaken, obgleich noch absolut kein Grund dafür vorhanden war, denn Eva hatte Gregor Kyrillowitsch seit der Gesellschaft bei der Fürstin Garizzin nicht wiedergesehen.

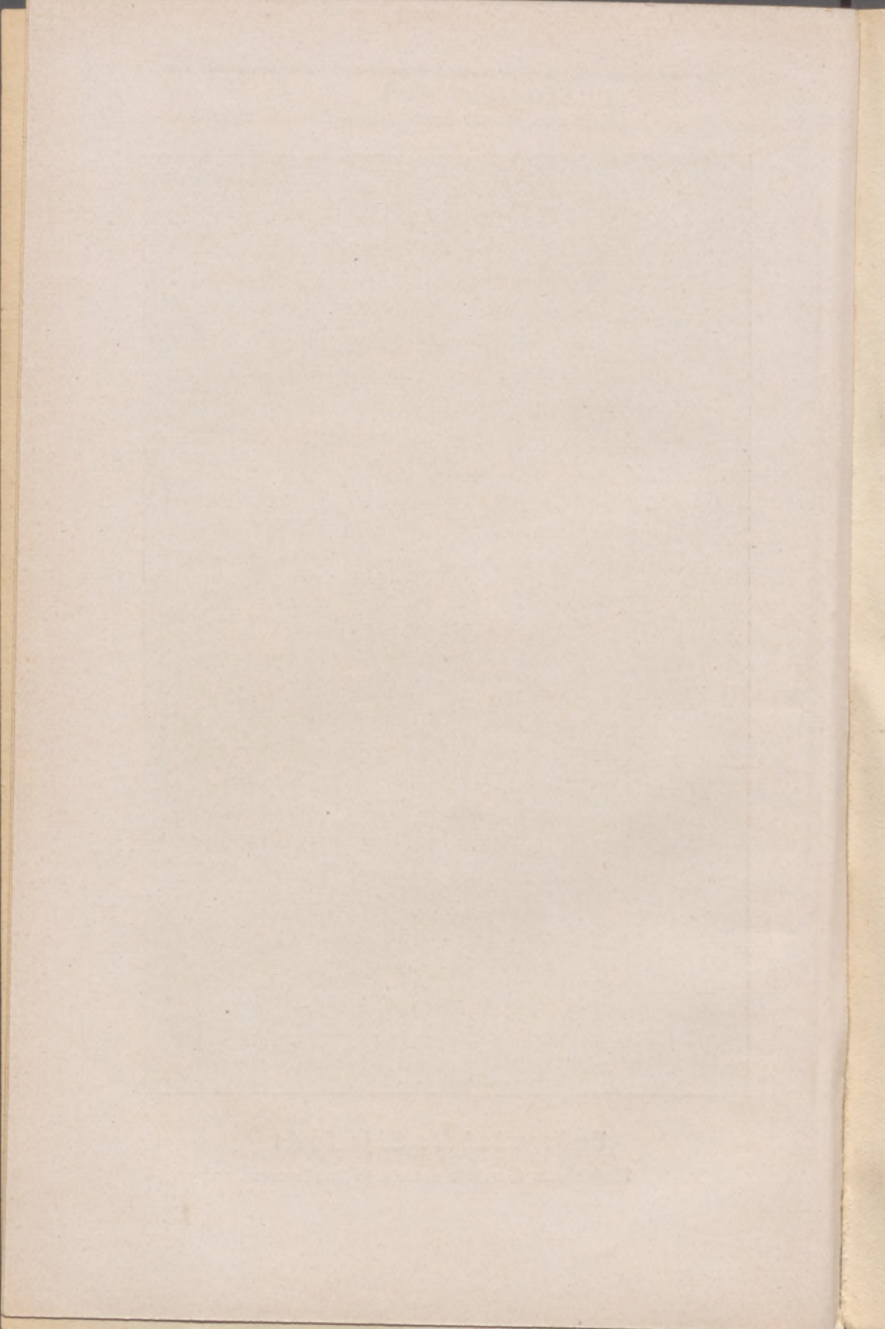
Deshalb wunderte sie sich sehr, daß er sie in dem kurzen Augenblick des Vorüberfahrens und trotzdem sie in Pelze gehüllt war, erkannt hatte. Und sie überlegte, ob er sie überhaupt erkannt hatte, und nicht vielleicht nur gegrüßt, weil sie ihn angesehen. Diese Frage beschäftigte sie so, daß sie gar nicht auf das achtete, was Paul sagte. Paul erzählte, wie verschwenderisch Sublinoff sei, so sehr, daß man sogar in Petersburg allgemein davon rede.

„Was macht er, wenn sein Geld alle ist? Nun, dann heiratet er vielleicht ein sehr reiches Mädchen, das sich dummerweise in ihn verliebt, und dann gibt er auch ihr Geld aus.“

Er wünschte instinktiv, Eva schon im voraus gegen Sublinoff einzunehmen, weil, wie seine Mutter sagte, dieser Verschwender und Schürzenjäger es verstand, alle Frauen und Mädchen in sich verliebt zu machen. Aber Eva antwortete wieder nicht und gab nicht zu erkennen, ob auch sie Sublinoffs Verschwendungssucht mißbilligte.



Unbegründete Eifersucht
Nach einem Gemälde von Hugo Kauffmann



Nun kamen sie bei den Fellzelten der Samojeden an, sie verließen die Schlitten. Paul blickte sich um und atmete befriedigt auf, als er die Schimmeltroika nirgends erblickte. Die Samojeden näherten sich, bettelten die Neugekommenen an, forderten sie zu einer Fahrt im Renntierschlitten auf. Sie waren klein und in Pelze gehüllt, die mit roten und blauen Fäden ausgenäht waren, was ganz hübsch aussah. Ihnen schien es aber warm zu sein, denn sie hatten ihre Pelzhauben abgenommen und auf ihren runden Köpfen glänzte das pechschwarze, glatte, fettgetränkte Haar, das wie an den Schädel angeklebt erschien. Häßlich waren sie mit ihren stark vortretenden Backenknochen und kleinen, schlißförmigen, listigen Augen. Sie rochen nach Tran und Fischen. Auch die Renntiere, mit ihren im Verhältnis zum schwächtigen Körper zu groß erscheinenden Köpfen, dünkten Eva häßlich; und so drollige, pantoffelartige Hufe hatten sie. Aber als sie sich dann mit Paul in einen der niedrigen, fast dem Boden gleichen Schlitten gesetzt und windschnell auf der Newa dahingeflogen war, mußte sie doch die fabelhafte Geschwindigkeit dieser Tiere bewundern. Der Samojede, der vorn auf dem Schlitten kauerte, hielt dabei nur eine lange Leine in der Hand, lenkte sein Tier durch Zurufe und trieb es mittels eines langen Stockes an, daran ein Dorn befestigt war.

Als sie von dieser Fahrt zurückkamen, hielt bei den Zelten die Schimmeltroika, und Gregor Sublinoff war gerade dabei, Frau von Schachten und Frau Dffypin zu begrüßen. Da er mehrere Jahre älter war als Paul und diesen, ehe er in die Krim versetzt worden, als jungen Menschen gekannt, der noch nicht für erwachsen galt, klopfte er ihm väterlich herablassend auf die Schulter: „Nun, wie geht's, Pawluschka? Immer gut? Brav.“

Dann erst wendete er sich Eva zu, schien sie jetzt erst zu erkennen: „Ah, mein Fräulein, entschuldigen Sie. Bei der Fürstin Garizzin habe ich ja bereits die Ehre gehabt, Sie kennenzulernen.“

Er nahm die Pelzmütze ab, die einen Kopf von rotem Luch hatte und silberne Verzierungen. Bloßhäuptig verneigte er sich und küßte Evas Handschuh. Er trug einen kurzen Pelz von grauem Luch mit roten Nähten und darunter zeigten sich weite Beinkleider aus purpurrotem Luch und bis an die Knie pelzgefütterte Lackstiefel.

Er führte die Damen zwischen den Zelten der Samojeden herum, sprach mit einigen, und als Eva verschiedene Fragen stellte, erzählte er ihr über das Leben dieser Leute, die auf den Eisfeldern des Nordens ihre Heimat haben. Es machte sich ganz von selbst, daß er dann nur noch zu Eva sprach. Er erklärte ihr den Namen dieses eigenartigen Völkchens. Samojeden bedeute soviel wie Selbstesser, denn man sagt, daß die Samojeden früher Menschenfresser gewesen seien.

„Und es mag sein,“ fügte er hinzu, „daß sie oben in ihren Eiswüsten, wenn ihnen einmal jede andre Nahrung ausgeht, wieder Menschenfleisch verzehren; dann werden die Schwächeren geopfert, damit die Stärkeren leben bleiben können.“

„Wie schrecklich!“ sagte Eva, und er zuckte lachend die Schultern.

„In der Not frißt der Teufel Fliegen. Aber die Menschenfresser sagen sogar, daß kein andres Fleisch so gut schmecke. Es ist alles Geschmacksache. Da war zum Beispiel ein englischer Missionar, der ging zu den Menschenfressern, sie zu bekehren. Er stellte es dem Häuptling sehr eindringlich dar, wie sündhaft es sei, Menschen zu fressen; aber der Häuptling sagte: ‚Herr Missionar, wenn Sie

wüßten, wie gut Menschenfleisch schmeckt, dann würden Sie gar nichts anderes mehr essen wollen!

Der Missionar empörte sich nun darüber, daß die Menschenfresser sogar die Unglücklichen, die sie verzehren wollten, lebendig brieten, worauf der Häuptling sagte: „Aber Herr Missionar, wenn Sie wüßten, wie viel besser ein lebendig gebratener Mensch schmeckt, als ein vorher getöteter, dann würden Sie es auch so machen.“

„Und nicht nur Schwarze freßt ihr,“ klagte der Missionar, „nein, man sagt mir, daß ihr auch Menschen weißer Rassen schon gefressen habt.“

„Ja, sehen Sie, Herr Missionar,“ erwiderte der Häuptling und leckte sich die Lippen, „Neger schmecken ganz gut, aber Franzosen schmecken viel besser, am allerbesten aber schmecken Engländer!“

Darauf ließ er den Missionar ergreifen, lebendig braten, und sie verzehrten ihn mit dem größten Appetit.“

Eva mußte lachen, so drollig hatte Sublinoff die Geschichte erzählt, und nun fügte er mit verzogenem Gesicht hinzu: „Aber so ein vertrockneter englischer Missionar, pfui, der kann nicht gut geschmeckt haben. Nun, vielleicht war er fett.“

Ein Samojedenmädchen stand vor einem der Zelte und lachte sie mit allen ihren kurzen Zähnen an. Sie war in ihrer Art wirklich recht hübsch, hatte rote Backen, dicke rote Lippen und ihre schwarzen Augen funkelten munter. Ihr Pelz war sauber und reich ausgenäht.

„Eine Häuptlingstochter!“ sagte Sublinoff.

Er sprach mit dem Mädchen, es antwortete frisch; er neckte es und es lachte. Er schenkte ihm ein blankes Fünfrubelstück, und nun strahlte das junge Ding, küßte andächtig das Geldstück und ließ es blitzgeschwind im Armel verschwinden. Dann sagte sie, Gott werde den edlen

hohen Herrn sehr glücklich machen, und seine schöne junge Frau, dabei wies sie auf Eva, werde ihm viele gesunde Kinder schenken. Eva verstand ihr eigentümliches Russisch nicht, aber Sublinoff übersetzte es ihr, wie es ihm paßte: „Sie sagt, ich würde sehr glücklich mit meiner schönen jungen Braut werden, und hat Sie damit gemeint, Fräulein Eva. Was sagen Sie dazu?“

Eva errötete heiß.

„Ach, Ähnliches sagt sie wohl zu jedem, der ihr Geld gibt,“ meinte sie. Er aber beugte sich ein wenig herab, während sie weitergingen und flüsterte ihr zu: „Solchen Segenspruch nehme ich als gute Vorbedeutung.“

Der arme dicke Paul war wütend. Welchen Gewinn brachte ihm nun der Ausflug? Auch er hatte das Russisch des Samojedenmädchens schlecht verstanden, dafür Sublinoffs Übersetzung gehört und kochte innerlich vor Wut. Er sah dann, wie Sublinoff sich zu Eva herabbeugte, sah, wie sein Auge aufglühte, als er ihr zuflüsterte, und sah, wie Eva nochmals heftig errötete. Am liebsten hätte er sich auf ihn gestürzt und ihn mit seinen Fäusten bearbeitet, statt dessen trotete er nur hinter den beiden her und wagte gar nicht einmal, sich in ihre Unterhaltung zu mischen.

Dann kamen sie zu den Schlitten zurück, wo Mama Schachten und Mama Dssypin schon warteten, und nun bewunderte Eva entzückt die drei Schimmel, die ganz ruhig standen, und die beiden Seitenpferde mit nach auswärts gefenkten Köpfen, was ihnen ein eigentümlich ergebenees Ansehen gab.

„Dazu werden sie schon dressiert, wenn sie Fohlen sind,“ sagte Sublinoff, und als Eva sagte, daß sie noch nie so schöne Pferde gesehen habe, bat er in demütigem Ton: „Welche Ehre für mich, wenn ich Sie einmal

fahren dürfte. Nicht wahr, gnädigste Baronin, Sie werden es erlauben, daß ich Fräulein Eva einmal abhole. Es würde Ihnen doch Vergnügen machen, in der Troika zu fahren, nicht wahr, Fräulein Eva?"

„Oh, das wäre herrlich!“ rief Eva ganz unüberlegt aus, und schnell sagte Frau von Schachten: „Nun, wir wollen sehen — vielleicht einmal . . .“

Aber sie hat durchaus nicht die Absicht, diese Erlaubnis jemals zu geben, und ihre Eva auch nur für eine kurze Schlittenfahrt dem Schutze Gregor Sublinoffs anzuvertrauen. Und Frau Dssypin mahnte zur Heimfahrt, denn der kurze Petersburger Wintertag neigte sich, und schon stiegen jenseits der Newa in den Sümpfen kalte Nebel auf.

Wenige Tage später traf Eva auf einer Abendgesellschaft bei der Gräfin Kratkoff mit Gregor Sublinoff zusammen, und hier fiel bereits allgemein auf, daß er ihr den Hof machte.

„Nun, ich glaube wirklich,“ sagte etwas ärgerlich die Gräfin Kratkoff zu Frau Matky, „ich glaube wirklich, Gregor Kyrillowitsch fängt an, der kleinen deutschen Gans den Kopf zu verdrehen.“

Frau Matky kniff die Augen zusammen und hob ihr Lorgnon. Dann sagte sie gedehnt: „Ist sie denn wirklich eine Deutsche?“

Gräfin Kratkoff lachte. „Ach so — Sie meinen . . . Nun ja, man weiß es eigentlich nicht, aber sie gilt als solche. Der alte Malvers war Walte, seine Frau Reichsdeutsche — also. Aber wer sie heiratet, wird nicht wissen, welcher Nationalität die Frau ist, welche die Mutter seiner Kinder werden soll. Gregor macht der Kleinen den Hof, und er scheint wirklich verliebt, aber wenn er es weiß, wird

er kaum dran denken, ein Mädchen heiraten zu wollen, von dem die Herkunft unbekannt ist.“

„Er macht ihr den Hof,“ nickte die Magky und schnitt eine Grimasse, „nun ja, heute der, morgen jener. Aber man sagt, die kleine Malvers sei sehr reich, und ich glaube, Gregor Kyryllowitsch sieht sich nach einer reichen Frau um. Fürstin Garizzin, die ihn so sehr protegirt, wird ihm vielleicht gesagt haben, daß die kleine Malvers über ein sehr großes Vermögen wird verfügen können, sobald sie mündig ist.“

Sublinoff und Eva tanzten an ihnen vorüber, und beide Damen folgten dem Paar mit den Blicken. Wirklich ein schönes Paar, dieser große Kosak mit dem bräunlichen, etwas asiatisch anmutenden Gesicht und schlanken, kraftvollen Gliedern und das blonde junge Mädchen, auf dessen lieblichem Gesicht soviel selige Hingebung sich ausdrückte, daß jeder sehen konnte, wie glücklich es sich in den starken Armen des Kosaken fühlte.

Gräfin Kratkoff lächelte unwillkürlich wohlwollend und nickte dazu. „Man weiß nicht, wer ihre Eltern waren,“ sagte sie nachdenklich, „aber eins ist gewiß, von guter Abstammung ist sie einmal sicher. Man braucht nur ihre schmalen, kleinen Füße anzusehen und ihre hübschen Hände mit den langen, schanken Fingern. Auch ihr Benehmen, ihre Haltung, so etwas läßt sich nicht anerziehen. In allem ist sie wie ein geborenes Prinzesschen.“

Eva schwamm in Wonne und Seligkeit. Gregor Sublinoff widmete sich an diesem Abend fast ausschließlich ihr, und seine dunklen, so ungemein ausdrucksvollen Augen sagten ihr, was sein Mund noch verschwieg. Er liebte sie. Es wurde ihr das bewußt, ohne daß sie es sich in Worten klarmachte oder darüber nachdachte, nur war sie ganz durchströmt von Empfindungen unsagbarer Wonne.

Ihre blauen Augen leuchteten, ihr sanft gerötetes Gesicht strahlte, es war ihr zumute, als schwebte sie über rosige Wolken, wenn sie in Sublinoffs Arm über das glatte Parkett dahinglitt. Sie trank die Worte ein, die seine tiefe, weiche Stimme ihr ins Ohr raunte, als wären sie himmlischer Nektar, davon sie wie betäubt und berauscht wurde.

Sie war schon ganz fein. Er hätte schon jetzt mit ihr machen können, was er wollte. Und Gregor Kyryllowitsch war erfahren genug, dies zu merken, und es befriedigte ihn, es war so, wie er es wollte. Er war schon leidenschaftlich in Eva verliebt, er begehrte sie mit der ganzen Glut seines heißen Blutes, aber er war sich klar darüber, daß es hier nicht galt, eine rasch aufgeflammete Leidenschaft zu befriedigen und seine Macht über dieses unerfahrene Kind auszunutzen, um sich mit ihr einem kurzen Liebesrausch hinzugeben. Das würde er erstrebt haben, wäre Eva ein armes Mädchen gewesen, aber durch Fürstin Garizzin hatte er erfahren, daß Eva sehr reich war, sobald sie, mündig geworden, unabhängig wurde, und er, wenn er sie heiratete, sehr bald frei über ihr Vermögen würde verfügen können. Das aber war es, was er jetzt brauchte, und darum durfte nichts verdorben werden.

Zwei Tage nach dieser Gesellschaft erschien er auf Frau von Schachtens Empfangstag und war dabei bemüht, Evas Pflegemutter für sich zu gewinnen. Er gab sich von seiner lebenswürdigsten Seite und übernahm die Rolle, die sonst der gute Paul spielte: Er half Eva, die Gäste mit Tee zu versehen und Kuchen herumzureichen, machte das viel geschickter als jener und unterhielt dabei zugleich die ganze Gesellschaft. Dann saß er neben Frau von Schachten, erzählte von seiner Mutter, sprach von früherer Zeit, da er viel bei den Schachtens verkehrt hatte,

und kam endlich auf seinen Wunsch zurück, Eva in seiner Troika abzuholen.

Mama Schachten gab eine halbe Zusage. In den nächsten Tagen ging es nicht, später vielleicht. Aber ihr gefiel heute Gregor KyriLOWITSCH sehr gut, so natürlich und harmlos zeigte er sich heute, als ein wirklich liebenswürdiger junger Mensch. Nun ja, leichtsinnig war er wohl, aber er war jung, genoß sein Leben, konnte man ihm deshalb zürnen? Ihr war natürlich nicht entgangen, daß er Eva den Hof machte und offenbar sehr in sie verliebt schien, auch nicht, daß Eva von seiner gewinnenden Persönlichkeit schon ganz bezaubert war. Das hatte ihr bereits Sorgen gemacht. Aber heute erschien es ihr nur natürlich, daß Sublinoff Eva besser gefiel als der etwas langweilige Paul DFFYPIN. Sie blickte bedauernd zu ihm hinüber. Ganz bedrückt saß er da, der arme dicke Paul, und sein rundes Gesicht zeigte die ganze Hoffnungslosigkeit, die er in Gegenwart des glänzenden Nebenbuhlers empfand. Ach nein, mit einem Gregor KyriLOWITSCH konnte er nicht konkurrieren, der arme Paul.

Sublinoff war hartnäckig, wenn er etwas wollte. Von nun an telephonierte er fast täglich und fragte an, ob er Eva für eine Fahrt in der Troika abholen dürfte. Dann kam er einmal selbst, traf Frau von Schachten allein, zog seine wohlklingendsten Saiten auf und überredete sie schließlich. Er versprach, was sie wollte. Nur in der Stadt herum würde er fahren, nirgends anhalten, nirgends etwa mit Eva aussteigen. Aber natürlich nicht. Er würde sich ja kaum mit ihr unterhalten können, da er in der Stadt dauernd auf die Pferde würde achtgeben müssen. Er bewunderte die Einrichtung von Frau von Schachtens Wohngemach, jedes einzelne Möbelstück darin habe so etwas anheimelnd Persönliches, sagte er. Es sei

das hübscheste und behaglichste Zimmer in ganz Petersburg. Immer habe er dieses Zimmer als das Hübscheste und Behaglichste, was er sich denken könne, in der Erinnerung gehabt. Wenn er einmal heiratete, dann wünschte er, daß seine Frau sich auch einen so traulichen Raum mit ähnlichen, lieben altväterlichen Möbeln zum Wohnzimmer einrichten würde.

Frau von Schachten gefiel das, es schmeichelte ihrem hausfraulichen Sinn und war doch keine banale Schmeichelei. Immer besser gefiel ihr Sublinoff. „Er scheint Gemüt zu haben,“ dachte sie. Schließlich gab sie ihre Einwilligung zu der Troikafahrt für den folgenden Tag, vorausgesetzt, daß das Wetter schön bleiben würde. Punkt zwei wollte er Eva abholen, Punkt drei heil wieder zurückbringen, versprach er.

Es war schön am folgenden Tag, hell und sonnig und nicht zu kalt. Schon eine Viertelstunde vor der Zeit stand Eva fertig angezogen in ihrem Zimmer und schaute aus dem Fenster nach dem Dreigespann aus. Plötzlich sah sie die drei Schimmel schon mitten auf der Holzbrücke. Schnell ergriff sie ihren Muff und das weiße Ohrenburger Tuch, das sie über die Pelzmütze um die Ohren wickeln sollte, und eilte zu Mama Schachten hinüber.

„Er kommt! Er ist schon da!“ rief sie eintretend mit vor Erregung fast versagender Stimme.

Frau von Schachten, die auch aus dem Fenster gesehen und den Schlitten beobachtete, wie er heransauftete und am Hause anhielt, wendete sich bei Evas Worten um und sah sie an der Türe in ihrem hübschen, langen, weichen Pelz, der noch geöffnet war. Unter der dunklen Sealskinmütze quoll das goldige Haar hervor, ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen glänzten; ganz entzückend sah sie aus.

„Mein Gott,“ dachte ganz gerührt die alte Dame, „kein Wunder, daß Gregor Kyrillowitsch sich in sie verliebt hat!“

Dann trat er herein. Er hatte nicht etwa unten gewartet, er war heraufgekommen, seinen schönen Fahrgast zu holen. Mit lebhaften Worten für die Ehre und das Vergnügen, die sie ihm durch die Genehmigung bereitet, dankend, begrüßte er Frau von Schachten, dann Eva. Frau von Schachten nahm Eva das weiche, weiße Wolltuch aus der Hand, um es ihr eigenhändig um Kopf und Ohren zu binden.

„Dein Näschen muß draußen bleiben,“ sagte sie, „hoffentlich erfrierst du es nicht.“

„Nein, nein, es ist gar nicht kalt heute,“ versicherte er.

Eva mußte sich ducken, damit Mama Schachten, die klein war, ihr das Tuch umbinden konnte, dabei lachte sie zu Sublinoff auf, und er lachte zu ihr herab. Als dann Eva Mama Schachten dankbar umarmte und küßte, tat er, als wollte er es unwillkürlich auch tun, und nun lachten sie alle drei. Wie zwei ausgelassene Kinder waren sie, die einen Ferienaussflug machen wollen.

Und dann gingen sie.

Vor der Türe hielt der breite Schlitten. Auf der Pritsche hinten, die Zügel haltend, ein Kosak, der starr vor sich hinblickte. Ruhig standen die Pferde, die beiden Seitenpferde mit demütig zur Seite geneigten Köpfen. Das mittlere Pferd trug einen weißen und roten Federbusch auf dem Kopf, von den Ohren der Seitenpferde aber hingen lange, buschige Weißfuchsschwänze. Das Geläut, das melodisch abgestimmt war, war an dem Holzbogen der Deichsel über dem Kopf des trabenden Pferdes befestigt.

Sublinoff half Eva in den bequemen Schlitten, hüllte

sie in die weiche Pelzdecke, darüber noch ein Eisbärenfell kam. Dann setzte er sich neben sie und fort ging es, erst von der Moika aus durch weniger belebte Straßen, dann den Newskyprospekt entlang, mitten durch den regen Verkehr, und immer schneller trabte das Mittelpferd, immer heftiger griffen die beiden Seitenpferde aus. Eva hatte Gelegenheit genug, zu bewundern, wie geschickt Sublinoff, trotz der rasenden Fahrt, an den ihm entgegenkommenden und vor ihm her fahrenden Gefährten auslenkte; alles überholte die Troika, sogar die Autos, die wegen des starken Verkehrs und in dem während der Nacht frischgefallenen Schnee langsam fahren mußten.

Überall erregte die jagende prächtige Troika Aufsehen, und Eva fühlte sich wie eine Königin neben ihrem König. Sie war ganz still, sie stellte keine Fragen; schweigend genoß sie. In alle Ewigkeit hätte sie so weiter dahingleiten mögen.

Dann kamen sie über die große Newabrücke und durch stillere Straßen der Vorstädte. Der frischgefallene Schnee ließ alles sauber und feierlich erscheinen, vom blauen Himmel strahlte die Sonne, wenn sie auch hier, im hohen Norden, bleich genug war. Alles funkelte und blitzte, alles war schön. Und hier verlangsamte Sublinoff ein wenig die Gangart seiner Schimmel, beugte sich zu Eva herab und flüsterte ihr leise, heiße Liebesworte zu, deren Zärtlichkeit sie kaum verstand, mehr empfand.

Immer wieder kamen überschwengliche Roseworte von seinen Lippen.

Er verlangte keine Antwort. Sein Gesicht dicht an dem ihren, sah er, wie das Blut unter der zarten Haut kam und ging, und den verträumt-seligen Ausdruck in ihren halbgeschlossenen Augen. Ja, Eva träumte, wäh-

rend das melodische Schellengeläut ihr Ohr umspielte, zuweilen die tiefe, weiche Männerstimme kosende, halbverstandene Worte raunte und die frische Winterluft ihr entgegenströmte, ihr heißes Gesicht zu kühlen.

Als die Troika nach einstündiger Fahrt wieder vor dem Palais Schachten anhielt, war ihr zumute, als erwache sie aus unsagbar schönem Traum. Es hatte sich nichts ereignet während der ganzen Fahrt, und doch war es, als habe sie viel — unendlich viel erlebt.

Paul Dssypin sah ein, daß er sich beeilen mußte, wollte er bei Eva Gregor Sublinoff zuvorkommen. Er sah Eva zwar beinahe täglich, doch noch nie war es ihm gelungen, zu ihr von seiner Liebe zu sprechen. Immer wenn er, allen Mut zusammennehmend, es versucht, war sie ausgewichen und hatte scheinbar zufällig dem Gespräch eine unverfänglichere Wendung gegeben. Endlich beschloß er, nachdem er sich der Zustimmung seiner Mama versichert, mit Frau von Schachten zu sprechen und sie zu bitten, sich für ihn bei Eva zu verwenden, oder wenigstens ihm offen zu sagen, ob sie glaube, daß er noch hoffen könne. Er fragte telephonisch an, ob sie ihm in einer für ihn sehr wichtigen Angelegenheit eine Unterredung unter vier Augen gewähren könne.

Frau von Schachten hatte einen leichten Grippeanfall überstanden und war noch gezwungen, das Haus zu hüten. Eva war mit Lisa gleich nach dem Frühstück ausgefahren, um einen großen Wohltätigkeitsbasar zu besuchen. Sie war also allein, als Pauls Anfrage kam, und ließ ihm antworten, er möge nur gleich kommen.

Als er kam und nachdem er sie kaum begrüßt hatte, sagte sie gleich: „Mein lieber Pawluschka, ich weiß, warum Sie kommen und was Sie mir sagen wollen. Bitte,

setzen Sie sich zu mir und dann wollen wir uns ganz ruhig darüber aussprechen.“

Gehorsam setzte er sich auf einen Sessel neben den erhöhten Sitz, auf dem Frau von Schachten am Fenster saß, und blickte mit seinen gutmütigen, kleinen Augen flehend zu ihr auf.

„Ach, wenn — wenn Sie es denn schon wissen, liebe Tante Olga,“ begann er stotternd, „wenn Sie es schon wissen, daß ich — daß ich Eva liebe, dann — ach, dann werden Sie mir gewiß helfen.“

Sie nickte eifrig: „Gern würde ich das tun, mein guter Paul, aber wie kann ich?“

„Warum nicht, warum nicht?“ fragte er und faltete seine rundlichen, immer etwas roten Hände. „Liebste Tante Olga, Sie wissen vielleicht, daß ich Eva liebe, aber Sie ahnen nicht, wie sehr ich sie liebe, und wie namenlos unglücklich ich werden muß, wenn sie nicht meine Frau wird.“

„Ich weiß, ich weiß,“ nickte Frau von Schachten, „und glauben Sie mir, lieber Paul, nichts wäre mir lieber, als eine Heirat zwischen Ihnen und Eva. Bei Ihnen würde ich meinen Liebling in den besten Händen wissen. Aber was kann ich tun, wenn sie — nun ja — wenn sie nicht will?“

„Hat sie das gesagt? Haben Sie mit ihr davon gesprochen?“

„Nein, nein, aber so etwas merkt man doch. Eva hat Sie sehr gern, aber so wie einen guten Freund und nicht mehr. Vielleicht wäre das mit der Zeit anders geworden, ich hoffte es, aber nun ist etwas dazwischen gekommen, das — ich fürchte . . . nun, auf jeden Fall kann ich Ihnen vorläufig gar keine Hoffnung geben.“

Paul sah zu Boden und schwieg einige Zeit, dann

fragte er tonlos: „Liebt Eva einen — andern? — — — Gregor Kyrillowitsch?“

„Das zu bejahen oder zu verneinen ist mir unmöglich,“ erwiderte Mama Schachten. „Niemand kann in das Herz eines andern Menschen sehen.“

Und wieder nach einer Pause fragte er leise: „Aber glauben Sie denn, daß Sublinoff Eva heiraten will?“

Sie hob die Schultern und wiegte den Kopf.

„Kann man das bei ihm wissen? Ich habe nur das gesehen, was Sie selbst sahen, lieber Paul: Er umwirbt Eva. Niemand kann das übersehen.“

„Aber er ist sehr wetterwendisch,“ sagte Paul. „Er ist nie lange in dieselbe Frau oder daselbe Mädchen verliebt.“

„Vielleicht war er es noch nie wirklich.“

Beide schwiegen darauf und ein paarmal seufzte Paul schwer auf, da wollte Mama Schachten ihn gutmütig noch ein wenig trösten.

„Nun, nun, Lieber, es wird alles kommen, wie Gott es will. Wir können jetzt nichts tun als abwarten, nicht wahr? Wenn Gott es will, wird er Sublinoffs Sinn ändern oder Evas Herz gegen ihn verschließen und Ihnen zuwenden. Wir können nichts tun, als uns in Geduld fassen und uns dann seinem heiligen Willen fügen.“

Damit mußte der arme Paul sich zufrieden geben.

Nachdem er sie verlassen, saß Frau von Schachten noch lange in tiefem Nachdenken versunken am Fenster und bemerkte es gar nicht, wie es um sie dunkel wurde. Evas Zukunft beschäftigte und beunruhigte sie. Sie wußte nicht, was sie wünschen sollte. Daß Eva Gregor Sublinoff liebte, war ganz offenbar, und sicherlich würde sie, wenn er sich von ihr abwendete, wenigstens für einige Zeit sehr

unglücklich werden. Und wenn er um ihre Hand anhielt? Wenn er sie heiratete? — Konnte man annehmen, daß es für sie Glück bedeuten würde? Er war leichtsinnig, verschwenderisch, ein Lebemann, man erzählte von ihm allerlei und nicht immer hübsche Geschichten über seine zahlreichen Liebesaffären. Aber gerade solche Männer, wenn sie sich einmal ausgetobt haben und wenn sie dann wirklich lieben, werden zuweilen die besten Ehemänner. Und gerade Männer wie Gregor Sublinoff machen leicht Karriere. Und er war äußerlich schon ein Mann, in den ein junges Mädchen sich verlieben konnte. Und ganz ohne Gemüt war er auch nicht. Dabei dachte Mama Schachten an die Bewunderung, die er der Behaglichkeit ihres Wohnzimmers gezollt hatte.

Aber noch eine Sorge beschäftigte sie: Wußte Sublinoff bereits, daß Eva nicht das leibliche Kind ihrer Eltern war, sondern von ihnen nur an Kindes Statt angenommen? Wenn er es noch nicht erfahren hatte, mußte man es ihm sagen, sobald er um ihre Hand anhielt. Und dann gab er sie vielleicht auf. Vielleicht würde er sich doch bedenken, ein Mädchen unbekannter Herkunft zu seiner Gattin und zur Mutter seiner Kinder zu machen.

Aber auch Eva selbst mußte es nun erfahren, und zwar sobald wie möglich. Wunderbar, daß sie so lange darüber in Unkenntnis geblieben. Aber irgendwie war es in Petersburg bekannt geworden, und man sprach darüber, stellte Mutmaßungen an, und allerlei Geschichten wurden über Evas Abkunft und die Art, wie sie zu den Malvers gekommen, erzählt, die gar nicht der Wahrheit entsprachen. Wie leicht konnte etwas davon Eva zu Ohren kommen, und zwar auf eine nicht hübsche Weise. Es war besser, man klärte sie darüber liebevoll und zartfühlend auf.

Iwan brachte nun die Lampe herein und stellte sie auf den runden Tisch vor das Sofa. Eine altmodische, behagliche Petroleumlampe mit breitem, gelblichem Papierschirm, die ein gedämpftes und trauliches Licht im Zimmer verbreitete. War Frau von Schachten allein, wurden keine Gäste erwartet, wurde immer nur die Petroleumlampe gebrannt; Frau von Schachten fand es gemüthlicher, und ihre schwachen Augen vertrugen das grelle elektrische Licht nicht gut.

Sie setzte sich nun auf das Sofa an die Lampe und nahm ihren Strickstrumpf zur Hand. Eine große Hornbrille lag dabei vor ihr auf dem Tisch, die brauchte sie aber bloß, wenn Maschen abzuzählen waren oder wenn eine Masche unversehens von der Nadel glitt. Kaum waren zehn Minuten verstrichen, öffnete sich die Thür und Eva kam herein. Ihre Wangen waren von der kalten Winterluft geröthet, ihre Augen strahlten, und das goldige Haar ringelte sich zu kleinen Löckchen um ihre Stirn.

„Wie frisch du bist, mein Herzchen,“ sagte Frau von Schachten, „wirklich wie eine taufrische Rose, die man eben aus dem Garten geholt.“

„Und bringe eine Menge kalte Luft in den Kleidern mit in das warme Zimmer herein, Tante Olga,“ sagte Eva.

„So ein bißchen frische Luft tut gut, wenn man den ganzen Tag im Zimmer eingesperrt war,“ erwiderte Mama Schachten und küßte das junge Mädchen, das sich über ihre Hand beugte, auf die frische Wange. „Nun, wie war es auf dem Basar?“

„Ach, herrlich!“

So enthusiastisch klang es, daß Mama Schachten gleich erriet, mit wem Eva dort zusammengetroffen war.

Eva holte sich eine feine Filigranarbeit, setzte sich Mama

Schachten gegenüber an den Tisch und erzählte von dem Basar, erwähnte die schönsten Verkäuferinnen, die alle als russische Bäuerinnen in den verschiedenen Trachten des russischen Reiches gekleidet gewesen, nannte viele Namen von Bekannten, die sie getroffen, aber Gregor Sublinoff blieb vorerst ungenannt.

Mama Schachten setzte sich ihre Brille auf, denn sie kam jetzt an die Ferse des Strumpfes. Sie damit beschäftigt, fragte sie leichtthin: „Und wer war denn sonst noch da?“

Eva schien sich einen Augenblick zu besinnen. Mama Schachten äugte über die Brille hinweg zu ihr hinüber, dann sagte Eva möglichst harmlos: „Ach ja, da war . . . Herr Sublinoff war auch da.“

Aber sie sagte nicht, daß er während der ganzen Zeit nicht von ihrer Seite gewichen war. Und sie sagte nicht, wie unsagbar glücklich sie sich fühlte, wie ganz von Bonne erfüllt ihr Herz war, weil sie nun wußte, daß er sie liebte. Während sie mitten unter den vielen andern Menschen sich über einen Verkaufstisch beugten und feine russische Goldschmiedearbeiten bewunderten, hatte er es ihr zugeflüstert und dann mit einem Blick, der ihr das Blut zu Herzen getrieben, ihre Hand verstohlen an seine Lippen geführt.

Mama Schachten war nun zum Entschluß gekommen, noch heute Eva aufzuklären. Sie warf einen Blick auf die Kaminuhr. Sie hatten noch eine ungestörte Stunde Zeit, ehe Schachten zur abendlichen Hauptmahlzeit nach Hause kommen würde, und wenn man zu etwas entschlossen war, mußte man es nicht aufschieben. Nachdem Eva alles erzählt und nach Erwähnung Gregor Sublinoffs in Schweigen versunken war, sich eifrig mit ihrer Filigranarbeit beschäftigt, begann Mama Schachten

in ihrer lieben Weise und indem sie zuerst einen Umweg machte: „Du weißt, mein Evachen, du bist meine Lieblingstochter.“

„Aber Tante Olga . . .“

„Nein, nein, wirklich! Du bist so, wie ich mir immer eine Tochter gewünscht habe und wie meine beiden Mädels niemals waren. Nun, ich liebe sie so, wie sie sind, aber du bist, wie ich mir immer wünschte, daß sie sein sollten. Annja war als Kind immer so schrecklich wild und neigte dazu, frech zu antworten, wenn man sie zurechtwies. Später wurde sie so klug, viel zu klug für mich, und versuchte immer, es mich merken zu lassen, wieviel klüger sie sei als ich. Nun, vielleicht war ich dümmer, denn zu meiner Zeit lernten die Mädchen nicht so viel unnützes Zeug in der Schule. Annja lernte leicht und hatte einen lebhaften Geist. Aber wenn sie da war, mußte ich immer zuvor überlegen, was ich sagte, damit sie es nicht dumm fand. So bist du nicht.“

Eva schüttelte lächelnd den Kopf und Mama Schachten fuhr fort: „Lisa kennst du ja. Sie war ein sehr gutes Kind, aber sie hatte immer eine Unmenge Freundinnen, die sie beschäftigten, und immer schwärmte sie für eine davon, hatte alle möglichen Heimlichkeiten im Kopf und keine Zeit für mich. Später kamen dann die neumodischen Ideen von Frauenemanzipation dazu, und nie konnte ich mich mit ihr so gemütlich unterhalten wie mit dir.“

„Tante Olga, das denkst du jetzt bloß.“

„Nein, nein, es ist schon so. Aber sie konnten nichts dafür, eher ich; denn als sie klein waren, habe ich sie einerseits zu sehr verwöhnt, andererseits konnte ich mich zu wenig mit ihnen beschäftigen, weil mich gesellschaftliche Pflichten damals zu sehr in Anspruch nahmen. Deine guten Eltern aber hatten immer Zeit für dich,

haben dich streng und liebevoll zugleich erziehen können, so wie es richtig ist, und darum bist du mir jetzt ein solcher Schatz.“

„Ach, Mamachen hat mich immer schrecklich verwöhnt,“ sagte Eva, „und Papachen erst recht, du weißt gar nicht wie. Nie waren sie streng.“

„Das merktest du nicht, weil sie konsequent waren. Hatten sie einmal zu etwas nein gesagt, dann blieben sie dabei.“

„Das wohl . . .“

„Nun siehst du. Aber das taten sie, weil sie wußten, daß es gut für dich war. Sie haben immer nur alles getan, was gut für dich war, weil sie dich so über alles liebten.“

Tränen traten in Evas Augen und leise sagte sie: „Das natürlich, das weiß ich, war ich doch ihr einziges Kind.“

„Natürlich, nur natürlich,“ nickte Mama Schachten und setzte wieder ihre Brille auf, den Strumpf genauer anzusehen. Es entstand eine Pause, dann meinte sie so nebenhin: „Nun ja, aber wenn ich bedenke, wie lieb ich dich jetzt habe, so bin ich sicher, daß sie dich genau ebenso geliebt hätten, wenn du nicht ihr eigenes Kind gewesen wärst.“

„Glaubst du wirklich, daß man ein fremdes Kind genau so lieben kann, wie sein eigenes?“ fragte noch ganz unbefangen Eva.

„Unter Umständen, gewiß,“ nickte Mama Schachten, „nämlich dann, wenn man kein eigenes hat und das fremde von klein auf wie ein eigenes aufzieht, und wenn es so ein lieber kleiner Engel ist, wie du es warst.“

Eva lächelte: „Papachen und Mamachen waren beide so gut, wie hätte da ein böses Teufelchen aus mir werden können?“

„Nun eben,“ gab Mama Schachten zu, dabei fühlte sie, wie ihre Stirn feucht wurde. Es war anstrengend, sich bis zu dem Punkt, auf den es ankam, heranzuarbeiten.

„Nun eben,“ wiederholte sie. „Es muß natürlich das Blut in einem Kinde gut sein und die Charakteranlagen nicht ganz schlecht, aber Hauptsache ist doch, daß das Kind sich geliebt fühlt. Nicht weil du ihr leibliches Kind warst, Evchen, sondern weil sie dich so sehr liebten . . .“

Eva machte eine rasche Bewegung, und Frau von Schachten stockte, fuhr aber dann hastig fort, um das Schlimmste schnell abzumachen: „. . . dich so sehr liebten, so ganz als eigenes Kind liebten, darum bist du ihnen ähnlich und so geworden, wie sie sich ihr Töchterchen immer gewünscht hatten.“

Eva war bei diesen Worten rot geworden, aber dann wich alle Farbe aus ihrem Gesicht und ihre Augen weiteten sich.

„Tante Olga — was meinst du damit? Was — was willst du damit sagen?“ stammelte sie.

Mama Schachten nahm die Brille ab und sah Eva an, deren Lippen zitterten und aus deren Augen fassungsloses Entsetzen sprach. Da erhob sie sich rasch, ging um den Tisch herum und umarmte das junge Mädchen, zog es an ihre Brust.

„Eva, Herzenskind, ich muß es dir sagen. Liebling, ich will, daß du es von mir erfährst und nicht aus dem Munde Fremder: Du bist nicht das leibliche Kind deiner lieben guten Eltern, sondern wurdest als ganz kleines Kindchen von ihnen angenommen. An einem Ostersonntag warst du ihnen vor die Tür gelegt worden.“

Lange weinte Eva. Es war ihr zumute, als habe sie ihre geliebten Eltern zum zweitenmal verloren, aber all-

mählich beruhigte sie sich unter der sanft streichelnden Hand und den liebevollen, tröstenden Worten Mama Schachtens. Nein, mehr als sie von Papachen und Marmachen geliebt worden, wäre sie auch als ihr leibliches Kind nicht. Sie mußte nun auch ihre Tränen trocknen und sich fassen, denn Onkel Schachten kam nach Hause und man ging zu Tisch.

Baron Schachten war ein mittelgroßer, schlanker Herr und hatte für gewöhnlich etwas Gemessenes und Feierliches in seinem Wesen, was wohl daher kam, daß er viel am Hofe verkehrte. Das Feierliche wurde noch durch den schönen, schneeweißen Bart betont, der am Kinn ausgerasiert war und sehr gepflegt wurde. Die hohe Stirn verlief in eine spiegelglatte Glaze, die von einem Kranz schneeweißen Haares umrandet war. Zu dem weißen Haar und Bart erschien sein glattes, feingeschnittenes Gesicht geradezu jugendlich.

War er abends zu Hause und wurden keine Gäste erwartet, so legte er gern Gemessenheit und Feierlichkeit ab und wurde in einem langen, grauen Schlafrock, mit blauseidenen Aufschlägen, zu einem gemütlichen Großpapa, der eine große Hornbrille aufsetzte, mit Behagen die Zeitung las und eine gute Zigarre dazu rauchte. Aber heute erschien Onkel Schachten in seinem Hoffrock zu Tisch, mit allen seinen blizenden Orden auf der Brust, denn er mußte danach wieder fort. Es war heute Empfang beim französischen Botschafter, und er mußte im Gefolge des Zaren sein.

„Ich bin so froh, daß ich nicht mitbrauche,“ sagte Mama Schachten und hüllte sich fester in ihren weiten Chinchillaschal. „Weißt du, Evchen, wenn man über die sechzig ist, dann ist es wirklich nicht mehr angenehm, mit entblößtem Hals und Schultern zwischen einer

Menge anderer Menschen herumzustehen. Noch dazu macht man niemandem ein Vergnügen damit.“

Eva lächelte, aber noch schimmerten Tränen in ihren Augen.

Schachten merkte was, zog fragend die Brauen hoch, aber seine Frau blinzelte ihm zu und schüttelte den Kopf. Er sollte nichts merken und nicht fragen.

Nach dem Essen rauchte Schachten noch seine Zigarre, dann verabschiedete er sich von Frau und Pflegetöchterschen, und Iwan hüllte ihn in seinen Pelz.

„Der Arme,“ sagte Mama Schachten bedauernd, „er bleibe viel lieber bei uns.“

Nun waren sie wieder allein, saßen einander bei der Lampe gegenüber. Eva war traurig und nachdenklich. Jetzt wunderte es sie, daß es ihr früher nie aufgefallen, wie verhältnismäßig alt ihre Eltern gewesen waren. Und dann sagte sie sich, daß sie ihnen nie genug ihre Dankbarkeit bewiesen habe, nie ihnen wirklich gedankt hatte, für alle die Liebe, die sie ihr in so reichem Maße geschenkt. Denn wenn schon leibliche Kinder ihren Eltern Dank schuldeten, wieviel mehr war ihn ein Kind schuldig, das eigentlich gar keinen Anspruch auf solche elterliche Liebe machen gedurft. Nach einer Weile weiteren Schweigens und Nachdenkens fragte sie leise: „Und wer waren meine wirklichen Eltern, Tante Olga? Weiß man das nicht?“

Auf diese Frage hatte Mama Schachten schon gewartet, und sie schüttelte den Kopf.

„Nein, sie sind unbekannt geblieben.“

Sie beugte sich vor und streichelte Evas Hand.

„Willst du, daß ich dir erzähle, wie man dich fand und wie man dich aufnahm? Du wirst daraus ersehen, daß du gar keinen Grund hast, traurig zu sein.“

Eva neigte zustimmend den Kopf, und Frau von

Schachten erzählte, wie die alten Malvers ein Kind bekamen.

„Dein Mamachen, liebe Eva, war nicht mehr ganz jung, als sie heiratete, etwa fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt, und Papachen einige Jahre älter. Er hatte sie in Dresden kennengelernt, wo sie Gesellschafterin bei einer reichen Bankiersgattin war. Dein Mamachen entstammte einer alten thüringischen Adelsfamilie, die am Aussterben und ganz verarmt war, ich glaube, sie war sogar die Letzte ihres Geschlechts. Ein ganz kleines Vermögen hatte sie wohl, aber es war nicht genug, um von den Zinsen leben zu können, darum hatte sie die Stellung bei der Bankiersfrau angenommen, die ungebildet war, aber gern in guten Kreisen verkehren wollte, und darum jemanden brauchte, der ihr immer sagte, wie sie sich zu benehmen habe. Die einzige wirkliche Kostbarkeit, die dein Mamachen in die Ehe brachte, war ein alter Familienschmuck. Nun, du kennst ihn ja, diese Halskette mit den prachtvollen ungeschliffenen Smaragden, die einen enormen Wert hat. Mamachen hatte sich auch in der Not davon nicht trennen mögen, obgleich sie als Gesellschafterin ein solches Prachtstück gar nicht tragen konnte. Zum erstenmal legte sie den Schmuck zu ihrer Hochzeit an. Nun gehört er dir und Onkel Kolja verwahrt ihn für dich.

Papachen war von Haus aus wohlhabend und wurde es später durch Erbschaft noch mehr, er brauchte nicht darauf zu sehen, ob ein Mädchen, das er heiraten wollte, Geld hatte. Sie heirateten in Dresden und zogen nach Dorpat, wo Papachen damals noch Professor an der Universität war. Aber er blieb es nicht mehr lange, die Russifizierung wurde immer rigorosier, da ging er ab und zog nach Riga, wo er sich ein Haus kaufte und einrichtete. Es ist dasselbe, das jetzt dir gehört.

Von Anfang an hatten sie sich ein Kind gewünscht und noch lieber wären ihnen mehrere gewesen. Und sie waren so fest davon überzeugt, daß Gott ihnen ihren Wunsch erfüllen würde, daß sie in ihrem Hause in Riga die zwei hübschesten und sonnigsten Zimmer als Kinderzimmer einrichteten. Er wünschte sich ein Töchterchen, das Eva Maria genannt werden sollte, sie einen Sohn, der nach dem Vater Hans heißen sollte. Und beständig sprachen sie von ihren Kindern, ihrer Erziehung und ihrem späteren Lebenslauf, und manchmal zankten sie sich sogar ein bißchen, weil Mamachen wollte, daß Hans ein Künstler werden sollte, Papachen aber wünschte, er sollte studieren und ein großer Gelehrter werden. Man amüsierte sich in ihrem Bekanntenkreis schon und belächelte die Kinder von Papachen und Mamachen Malvers. Denn so wurden sie schon damals allgemein genannt.

Die Jahre vergingen, aber es kamen keine Kinder, weder ein kleiner Hans, noch ein kleines Evchen, und die schönen Kinderzimmer blieben unbewohnt. Dann mußten die Malvers endlich die Hoffnung aufgeben, und nun sagte Mamachen oft, um Papachen zu trösten, es sei viel besser, man habe keine Kinder, denn Kinder machten immer so viel Sorgen.

Und dann erfüllte ihnen Gott ihren Wunsch, wenn auch auf andre Weise, als sie es sich gedacht hatten.

Zu der Zeit war Onkel Kolja gerade nach Riga versetzt worden; ich lernte die Malvers kennen und befreundete mich sehr rasch mit Mamachen, die sich für meine beiden kleinen Mädels interessierte und mich darum beneidete. Wir verkehrten fast täglich miteinander, weil mich in Riga gesellschaftliche Pflichten nicht sehr in Anspruch nahmen. Onkel Kolja kannte Malvers von Heidelberg

her, wo sie zusammen studiert hatten. Der ältere Student Malvers hatte sich damals des jungen russischen Studenten sehr angenommen und ihm einmal aus einer bösen Klemme in selbstlosester Weise herausgeholfen, und das besiegelte ihre Freundschaft, die ihr ganzes Leben lang dauerte. Mamachen war damals ungefähr fünfzig Jahre alt, Papachen einige Jahre älter und jetzt, wo sie gerade alle Hoffnung aufgegeben hatten, schenkte ihnen Gott das erwünschte Kindchen.

Es geschah an einem noch kalten aber sonnigen Oster-sonntag. Sie waren in der Kirche gewesen und kamen nach Hause,“ erzählte Frau von Schachten voll Behagen weiter, denn die Erinnerung an diesen Tag bereitete ihr immer Vergnügen. „Ich sehe sie noch, wie sie damals waren. Papachen mit einem altmodischen, breitkrempigen Zylinderhut, den er nur zur Kirche oder zu Beerdigungen aufsetzte, und in einem Pelz von schwarzem Luch mit Biberkragen. Er hielt sich stramm und gab sich würdig, schon war sein Bart grau, aber sein freundliches Gesicht zeigte frische Farben und fast keine Falten. Mamachen war schon rundlich und behäbig — sie hat sich später wenig verändert — und sie hing so strahlend glücklich an Papachens Arm, als sei sie seine Braut.

In der Straße ihres Hauses kannte sie jedermann, immerzu wurden sie begrüßt und man sagte ihnen respektvoll: „Frohe Ostern, Herr Professor!“ oder rief ihnen „Christos was chris‘ zu. So kamen sie an ihr Haus. Die äußere Haustür war nicht zugeschlossen, und als sie aus dem Sonnenschein in den dämmrigen Flur kamen, wären sie beinahe über ein großes Paket gestolpert, das vor den zwei Stufen lag, die zu der inneren Tür führten. Und das Paket bewegte sich, ein leises Winseln und Rascheln drang daraus hervor.“

Frau von Schachten holte Atem, hustete ein bißchen, und Eva, die ihre Filigranarbeit vergessen hatte und sich vorbeugte, blickte ihr voll atemloser Spannung auf die Lippen.

„Und in dem Paket — war ich?“ fragte sie.

Mama Schachten nickte.

„Papachen dachte, es müßte ein Hündchen darin sein, denn er hatte davon gesprochen, daß er sich ein Hündchen anschaffen wollte, und meinte, irgendein Bekannter habe ihm ein Hündchen als Ostergeschenk in dem Paket vor die Türe gelegt. Aber noch hatten sie es nicht berührt, als Mascha die Wohnungstür öffnete. Kaum sah sie das Paket und kaum hörte sie das winselnde Stimmchen, als sie sofort ausrief: ‚Jesus! Jesus! Da ist ein Kündchen darin!‘

Nun diese Aufregung! Das Paket wurde hereingetragen, und als man es vorsichtig aufwickelte, stießen kleine Ärmchen heraus und rosige, dicke Beinchen kamen strampelnd zum Vorschein, und dann lag vor Papachen und Mamachen das reizendste, rosigste Baby, das man sich vorstellen kann. Froh, aus dem Dunkel befreit zu sein, hörte es gleich auf zu weinen und lachte die vor Überraschung Sprachlosen strahlend an, wodurch es sofort ihre Herzen eroberte.

Mamachen Malvers schickte zu mir, ich sollte gleich kommen. Ich war ja schon Mutter zweier kleiner Mädlechen, also Sachverständige. Ich erinnere mich noch genau, wie es war. Wir waren eben aus der Kirche gekommen, die ganze Wohnung duftete nach österlichem Gebäck und wir wollten uns gerade zu Tisch setzen, als Mascha angelaufen kam. Mascha war damals noch ein ganz junges Ding und erst seit einem Jahr bei Malvers. Ganz atemlos kam sie zu mir herein und sagte in russischer

Sprache, denn sie ist ja Russin: „Olga Iwanowna, Sie werden gebeten, gleich zu kommen, denn Herminja Karlowna — das war Mamachen — hat ein Kindchen bekommen!“

Frau von Schachten lachte herzlich, als sie an den Moment zurückdachte, so herzlich, daß auch Eva lächeln mußte, besonders weil sie Mascha, die noch in ihrem Dienst war, so gut kannte.

„Also ich,“ sprach Frau von Schachten weiter, „ich fiel beinahe um vor Erstaunen und Schreck, denn es war ja gar nicht möglich. Als ich aber gleich darauf erfuhr, auf welche Weise das Kindchen angekommen war, ließ ich Gebäck und Kaviar im Stich und eilte zu Malvers. Ich war zu neugierig, ich lief, als könnte ich zu spät kommen, und als würde, wenn ich mich nicht beeilte, das Kindchen wieder verschwunden sein, ehe ich es gesehen hatte.

Ich sage dir, Evachen, nie vorher und später nie wieder habe ich ein so entzückendes Baby gesehen. Es mochte etwa sechs Wochen alt sein, hatte das Köpfchen voll goldener Locken, lag friedlich auf Mamachen Malvers Schoß und stieß kleine, zufriedene Töne aus, während es uns mit seinen großen, dunkelblauen Augen eigentümlich strahlend und freundlich anblickte. Also — ich war ganz entzückt. Und als Mascha, welche mit gefalteten Händen dabei stand, sagte, es sei ein Engelchen, das Christus selbst vom Himmel herabgebracht und ihnen vor die Türe gelegt habe, wollte ich es fast glauben.

Papachen war immer noch ganz sprachlos und benommen vor Staunen, Mamachen aber wirklich halbverrückt vor Wonne und schon fest entschlossen, das Kind nie wieder herzugeben. Sie zitterte bei dem Gedanken, derjenige, der es vor die Türe gelegt, könnte es bereuen

und es wieder abholen. Nichts wurde gefunden, was auf eine Spur seiner Herkunft leiten konnte, kein Kettchen oder Ringlein an einer Schnur um den Hals, nichts. Aber die Sachen, in die es gekleidet und eingewickelt gewesen, deuteten nicht auf arme Eltern, die es in der Not ausgesetzt. Es trug ein Hemdchen von feinstem Linnen, darüber ein zartes, weißwollenes Tüchchen und den Unterkörper in weiches, weißes Flanell gewickelt. Eingehüllt hatte man es in ein mit blauer Seide überzogenes Daunendeckbett und dann in eine große, wollene Bettdecke, die mit großen Sicherheitsnadeln zusammengesteckt worden. Alles war neu und gut, aber nirgends fand sich daran ein Namenszug.

Mamachen war fest überzeugt, das kleine Mädchlein müßte ein Prinzesschen sein, und ebenso überzeugt war sie, daß die Mutter tot sein müsse, weil eine Mutter sich nie freiwillig von einem so reizenden Kindchen hätte trennen können.“

„Und stellte man keine Nachforschungen an?“ fragte Eva.

„Aber natürlich. Es wurden sogar Anzeigen in den größten russischen Zeitungen erlassen, denn es konnte ja sein, daß das Kind seinen Eltern entführt worden war. Und Mamachen war noch lange voll Angst, ihr Schatz könnte ihr wieder genommen werden. Ich glaube wirklich, sie würde wahnsinnig geworden sein, wenn es geschehen wäre. Aber niemand meldete sich, niemand kam, der irgendwelche Auskunft über die Herkunft des kleinen Findlings geben konnte. Und so bleibst du, mein Evaschen, bei den guten Malvers, warst ihr Schatz und ihre Wonne und das Glück ihres Alters, und wenn sie ein eigenes Kind gehabt hätten, sie würden es ganz gewiß nicht inniger haben lieben können, als sie dich geliebt haben.“

Wir kamen später von Riga fort, aber lange Briefe schrieb mir dein Mamachen von Zeit zu Zeit, und immer handelten sie von dir und erzählten mir von dem Glück und der Freude, die du ihr und Papachen bereitetest. Als dann Mamachen starb und Papachen erkannte, daß er nun auch nicht mehr lange leben würde, galt seine ganze Sorge dir. Darum reiste er nach Petersburg, kam zu Onkel Kolja, der ihm von allen seinen Freunden der liebste war und als der zuverlässigste erschien. Ihn bat er, dein Vormund zu werden und sich deiner nach seinem Tode, väterlich anzunehmen, was ihm Onkel Kolja natürlich nicht abschlug. Und so, Eva, wurdest du mein Töchterchen.“

Frau von Schachtens Augen waren bei den letzten Worten feucht geworden, und in Evas Blauaugen schimmerten Tränen, aber Mama Schachten sah doch, daß Eva beruhigt und getröstet war und sich trüben und quälenden Gedanken nicht mehr hingeben würde.

Es war nur natürlich, daß Eva doch darüber nachgrübelte, wer ihre wirklichen Eltern gewesen sein könnten. Endlich sprach sie mit Mascha darüber, die treulich Dienste einer Jungfer bei ihr verrichtete, aber eigentlich immer noch ihre Wärterin war, sie zugleich bemutterte, verhätschelte und gängelte, sie dabei aber auch fast wie eine Heilige verehrte. Mascha war der Typus einer Dienerin aus bäuerlichem Stande, der vor noch nicht langer Zeit der Leibeigenschaft unterworfen gewesen. Ihre Eltern waren ebenfalls Leibeigene. Sie war den Malvers und nun Eva hündisch treu ergeben, dabei eigensinnig und sehr abergläubisch. Sie war jetzt vierzig Jahre alt, ihr Haar war schon ergraut, und sie trug ein Häubchen, auf dessen Zierlichkeit und Sauberkeit und hübsche bunte Bänder

sie viel Wert legte. Sie hatte ein rundes Gesicht, rote Backen und eine dicke Stumpfnase, dazu aber kleine, graue, kluge Augen.

Eva meinte, wenn jemand etwas über ihre wahren Eltern wüßte, so müßte es Mascha sein, und so fragte sie sie direkt danach. Mascha erschraf.

„Aber Ewitschka, woher wissen Sie . . .?“

„Tante Olga hat es mir gesagt, weil ich es doch einmal erfahren mußte, aber sie sagt, niemand weiß, wer meine wahren Eltern waren. Doch du, Mascha — du weißt vielleicht . . .?“

Mascha, die beschäftigt war, Evas Haar sorgsam zu bürsten und für die Nacht zu flechten, bemerkte wohl, daß Evas Augen im Spiegel auf sie gerichtet waren, und sah nicht auf. Sie gab nicht gleich Antwort. Sie überlegte immer erst, ehe sie auf eine direkte Frage antwortete. Endlich sagte sie ruhig: „Ihre wahren Eltern, Eva Zwazowna, waren Herr und Frau Malvers, denn hat nicht Gott selbst Sie ihnen geschenkt, weil er wußte, wie sehr sie sich ein Kindlein wünschten. Es war ein Ostersonntag, ein heiliger Tag, ein Tag, an dem Jesus Christus auf die Erde herabkommt, um dann wieder gen Himmel zu fahren, und weil Ihre Eltern so gut waren und sie so herzlich ein Kindlein wünschten, hat er eines vom Himmel herabgebracht und ihnen vor die Türe gelegt, während sie in der Kirche waren und zu ihm beteten.“

Das war ein Märchen, wie man es Kindern erzählt, aber Mascha glaubte an dieses Märchen, wie an die vielen Heiligenlegenden ihrer Religion. Aber sie fand für Eva dann auch Begründungen: „Wer sonst, Ewitschka, kann es gewesen sein? Reiche Leute tun es nicht, denn sie haben Geld genug, ihr Kind irgendwo erziehen zu lassen, wenn sie es nicht selbst behalten wollen. Waren es aber

arme Leute, dann wären sie später gekommen und hätten Geld verlangt, denn jeder wußte, alles Geld, was sie hatten, hätten sie hingegeben, ihren goldigsten Schatz, ihre kleine Erwitshka, dafür zu behalten. Aber Gott selbst hatte ihnen das Kindchen geschenkt, und Gott verlangt kein Geld für seine Gaben. Gott gibt noch seinen Segen dazu.“

Eva blickte im Spiegel in das runde, gutmütige Gesicht, über das so viel andächtiger Glanz gebreitet lag, als befände sich Mascha in der Kirche, und sie erkannte, daß Mascha tatsächlich glaubte, was sie sagte, also wußte sie auch nicht, wer ihre wirklichen Eltern waren, und wahrscheinlich mußte das für immer ein Geheimnis bleiben.

Aber noch etwas beschäftigte Evas Gedanken und beunruhigte sie: Wenn Gregor Sublinoff erfuhr, daß sie unbekannter Herkunft war, würde er sie dann noch heiraten wollen? Sublinoff hatte zu ihr zwar noch nichts davon gesagt, daß er sie heiraten wollte, aber er hatte ihr gestanden, daß er sie liebte, und Eva war noch so jung und so unerfahren, um zu glauben, daß, wenn ein Mann einem Mädchen seine Liebe gestand, er dann auch beabsichtigte, es zu heiraten. Und vielleicht würde es ihm, so überlegte sie nun, unangenehm sein, eine Frau zu haben, deren wirkliche Eltern unbekannt waren.

Aber Eva hätte sich deshalb keine Sorgen zu machen brauchen, denn Sublinoff war darüber bereits unterrichtet, trotzdem entschlossen, sie zu heiraten. Das Geheimnis, das um ihre Herkunft schwebte, gefiel ihm sogar. Von niederer Herkunft konnte Eva nicht sein, dagegen sprach ihr ganzes Außere und, genau wie Mascha, kombinierte er, daß, wenn Leute aus niederem Stande sie ausgesetzt hätten, würden sie später, unter dem Vor-

wand, das Kind zurücknehmen zu wollen, Geld von den alten Malvers erpreßt haben. Viel wahrscheinlicher erschien es ihm, daß Eva die Frucht verbotener Liebe zwischen zwei hochgestellten Persönlichkeiten war, die sie heimlich vor die Türe der Malvers hatten legen lassen, überzeugt, daß es das Kind bei diesen freundlichen und wohlhabenden Leuten gut haben würde.

Eva hatte darum auch keine Verwandte, und das erschien ihm angenehm. Verwandte konnten sehr unbequem sein, oft mischten sie sich in alles ein, und man mußte sie berücksichtigen. Wenn Eva ihn heiratete, dann hatte sie niemanden als ihn und er wurde sofort unumschränkter Herr ihres Vermögens. Die Schachtens allerdings waren da, aber schließlich waren sie doch nur Freunde von Evas Adoptiveltern und außerdem schon alt. Und sobald Eva heiratete, hörte natürlich Baron Schachtens Vormundschaft auf.

Daß Sublinoff auf sein mütterliches Erbe bereits vor dem Tode seiner Mutter beträchtliche Schulden gemacht, brauchte Schachten nicht zu erfahren, und sein Privatleben wollte er, ehe er um Eva anhielt, so rangieren, daß Schachten nichts gegen ihn einzuwenden haben würde. Schachten war so ein halber Deutscher, nahm womöglich seine Pflichten als Vormund sehr genau, also mußte man vorbauen. (Fortsetzung folgt)

Räffel

Meiner Eltern Kind,
Doch nicht mein Bruder und Schwester,
Wer ist das, mein Bester?

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Merkwürdige Verhältnisse und Freundschaften unter Tieren

Von Dr. Karl Max Gnadler / Mit 10 Bildern

Die Zeit ist vorbei, in der man den Tieren ein Seelenleben absprach und alle Ausdrucksformen dieser Geschöpfe, die auf besondere Vorgänge in ihrem Innern schließen ließen, lediglich als instinktiv vollzogene Akte angesehen hat. I n s t i n k t nennen wir bei den Tieren Handlungen, deren Zwecke sie sich, nach Menschenbezügen, nicht gesetzt haben können. Die Frage nach dem S e e l e n l e b e n der Tiere erklärte Wundt „nach dem Wesen und der Bedeutung derjenigen Handlungen der Tiere, die wir wegen ihrer Ähnlichkeit mit unseren eigenen seelischen Lebensäußerungen auf seelische Vorgänge zurückführen“. Im Wahrnehmen solcher Ähnlichkeiten, in der allzu menschlichen Erklärung tierischer Handlungen und Lebensäußerungen, kann man zu weit gehen. Wir wissen recht wenig über das Seelenleben der uns nahestehenden flügsten Tiere, wir wissen nicht, ob die Anhänglichkeit unseres Hundes — m e n s c h l i c h a u s g e d r ü c k t — Sklavensinn, Selbstsucht oder Liebe ist. Und man muß sich davor hüten, jeden Unterschied zwischen Tierseele und Menschenseele zu verwischen. Wird das nicht beachtet, so zieht man Vergleiche, die, von unserem Standpunkt bedingt, das Tier zu sehr dem Menschen ähnlich machen. Ein so guter Tierbeobachter, wie Th. Zell, hat darauf hingewiesen, daß wir Tieren kein Gefühl unterschreiben sollen, das wir nicht bei Kindern und Naturvölkern antreffen. Das ist eine treffliche Bemerkung; denn bei Kindern und Naturvölkern ist gar manches noch nicht so entwickelt als beim erzogenen und an Brauch und Sitte gewöhnten Kulturmenschen. Was

unser Schamgefühl verletzt, erweckt dem Naturmenschen durchaus nicht die gleiche Empfindung. Und unseren Kindern ist Schamgefühl keinesfalls „angeboren“. Worüber alles der Mensch sich schämen kann, braucht hier nicht erwähnt zu werden. Was uns — im weitesten Sinne gemeint — abscheulich erscheint, wird oft rasch mit dem Wörtchen „Pfui“ abgewiesen. Man ruft es auch Hunden zu, wenn uns an ihrem Gebaren dies und das mißfällt. Erfolgt auf diesen irgend ein Tun mißbilligenden Zuruf ein eigentümliches Verhalten des getadelten Tieres, das menschlichem Benehmen in ähnlichem Falle entspricht, drückt sich der zurechtgewiesene Hund scheu beiseite, so glauben wir darin Beschämtheit feststellen zu dürfen. Das ist menschlich gedacht und offenbar falsch geurteilt. Zell hat richtig gesehen, wenn er schreibt: S c h a m darf man nicht mit S c h u l d b e w u ß t s e i n verwechseln. Ein Verbrecher kann recht gut wissen, daß er ein Unrecht begeht, aber Schamgefühl ist ihm dabei doch fremd. Hat ein Hund irgendetwas getan, was ihm von seinem Herrn eine scharf betonte Zurechtweisung einträgt, wird er angerufen: „Pfui! Was hast du getan?“, so wird er sich furchtsam niederkauern, mit dem Schwanz wedeln, scheu und bittend aufsehen. Von früheren Erlebnissen her hat das Tier meist Ursache, Schläge zu erwarten. Das menschlich auf „Scham“ gedeutete Benehmen ist irrig. Der Hund benimmt sich so aus Angst vor Schlägen. Ehrgefühl und Schuldbewußtsein wird dagegen kein Tierkennner den höher organisierten Geschöpfen absprechen. In „Brehms Tierleben“ ist folgender Fall, den Schomburgk mitgeteilt hat, beschrieben: In der tierkundlichen Abteilung des Pflanzengartens von Adelaide wurde ein alter Hutaffe mit zwei Artgenossen im selben Käfig gehalten. Eines Tages griff er, übermütig geworden durch

die von ihm grausam geknechteten Mitaffen, vielleicht auch beeinflusst durch die heiße Bitterung, seinen Wärter an, als der Mann das Trinkwasser der gefangenen Affen erneuern wollte, und biß ihn so heftig in das Handgelenk, daß er nicht nur die Sehnen, sondern auch eine Schlag-



Gemischte Gesellschaft. Nach einem Gemälde von L. Aron.

ader schwer verletzte. Sofort, nachdem Schomburgk das gemeldet worden war, verurteilte er den Angreifer zum Tode. Früh am folgenden Morgen nahm ein anderer Wärter ein Gewehr, um den Befehl auszuführen. Es muß erwähnt werden, daß Feuerwaffen in der Nähe der Käfige oft gebraucht wurden, um Katzen oder Ratten zu töten; die Affen hatten sich daran so gewöhnt, daß sie weder einer Flinte halber, noch wegen des Abfeuerns

im geringsten sich beunruhigten. Als der Wärter sich dem Käfig näherte, blieben die beiden jüngeren Affen wie gewöhnlich ruhig auf der Stelle; der verurteilte Angreifer dagegen floh in größter Eile in den Schlafkäfig und ließ sich durch keinerlei Lockungen und Überredungskünste bewegen, hervorzukommen. Das gewöhnliche Futter wurde gebracht; er sah, was er früher nie getan hatte, ruhig zu, daß die Gefährten fraßen, bevor er selber seinen Hunger gestillt hatte, und erst als der Wärter mit dem Gewehr sich so weit vom Käfig zurückgezogen hatte, daß er von ihm nicht mehr gesehen werden konnte, kam er vorsichtig und ängstlich hervorgekrochen, ergriff etwas vom Futter und lief damit in größter Hast in den Schlafkäfig zurück, um es dort zu verzehren. Nachdem er zum zweitenmal herausgekrochen war, um sich ein anderes Stück Brot zu sichern, wurde die Thür seines Zufluchtsortes rasch von außen geschlossen; als der arme Schelm nun den Wärter mit dem Gewehr wieder auf den Käfig zukommen sah, fühlte er, daß er verloren sei. Zuerst stürzte er sich wie wahnsinnig auf die Thür des Schlafkäfigs, um sie zu öffnen. Als ihm dies aber nicht gelang, stürmte er durch den Käfig, versuchte durch alle Lücken und Winkel zu entweichen, und warf sich, keine Möglichkeit zur Flucht entdeckend, am ganzen Leibe zitternd, auf den Boden und ergab sich in das Schicksal, das ihn schnell ereilte. Seine beiden Genossen zeigten keine Spur von Aufregung und schauten ihm erstaunt nach.

Diese beglaubigte Geschichte bezeugt überdies die Fähigkeit des Affen, Wirkung und Ursache zu verbinden, sowie das Bestehen von Schuldbewußtsein und Erwartung von Strafe.

Jemand besaß einen kleinen Affen, eine „Meerkatze“, der zuvor bei unverständigen Menschen schlecht behandelt

worden war. Manchmal machte sich das Tier von dem Lederriemen, mit dem es befestigt worden war, los, und suchte die Freiheit. Nachdem „Betti“, so war das Affchen genannt worden, am frühen Morgen entkommen war, sah man es, weit von der Behausung entfernt, in den Bäumen eines großen Parkes umherklettern. Da das



Hündin als Amme von jungen Tigern.

Einfangen ziemlich aussichtslos schien, überließ man das Zurückkommen den Umständen. Gegen Abend, als es kühl ward und zu dunkeln begann, kam das Affchen dem Haus immer näher. Es machte den Eindruck, als wolle es zurückkehren, doch man merkte deutlich, daß die Angst vor Strafe das kleine Wesen scheu machte und zurückhielt. Was sich später bestätigte, schien aus dem Gebaren des verängsteten Geschöpfes klar hervorzugehen, es war in ähnlicher Lage mißhandelt worden. Nach gütigem Zuspruch und ruhigem Abwarten des geeigneten Augen-

blickes, Betti greifen zu können, gelang es, das Tier wieder ins Haus zu bringen. Milch und Leckerbissen, die man ihm bot, wurden zunächst mißtrauisch angesehen, aber dann angenommen. Das Gemisch von Angst und „Schuldbewußtheit“ des früher bei gleichen Anlässen geschlagenen Tierchens war ein trüber Anblick.

Um dem Affchen die Einsamkeit weniger drückend zu gestalten, setzte man ein junges Kaninchen in seinen Käfig. Obwohl damit gerechnet worden war, daß das weibliche Tier das Häschen gut aufnehmen würde, wirkte die Zärtlichkeit, mit der es behandelt wurde, höchst überraschend. Ob die erwachende Freundschaft damit in Zusammenhang gebracht werden darf, daß das Affchen nun lange Zeit nicht mehr versuchte zu entlaufen, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß jede vorübergehende Trennung der beiden Tiere das Affchen traurig stimmte.

Man kennt die unermüdlich fortgesetzten Bemühungen der Affen, sich gegenseitig von Ungeziefer zu befreien. So wurde denn auch das Fell des Häschens fleißig beklopft, und emsig nach Parasiten gesucht, die längst nicht mehr da waren. Durch das übertriebene „Suchen“ kam es nach Monaten soweit, daß dem langohrigen Freund an manchen Stellen des Körpers die Haare ausgerupft waren. Das sah nun gar nicht gut aus. Fremde Besucher des Hauses, denen die Ursache dieser vermeintlichen „Käudigkeit“ unbekannt war, nahmen an, der Hase sei krank. Da man auch im Hause den Anblick des „gerupften“ Hasen nicht appetitlich fand, entschloß man sich, Betti einen andern Genossen der gleichen Tiergattung zu geben. Der schäbige Hase wurde einer Familie geschenkt, in der man wußte, daß das Tierchen gesund war; es sollte geschlachtet und gegessen werden.

Was nun folgte, nachdem der Liebling Bettis fort-

gegeben war, ist kaum zu beschreiben. Das Affchen nahm keine Nahrung an, kauerte trübselig im dunkelsten Winkel und war nicht zu bewegen, auf die freundlichsten Worte zu hören. Als man ein anderes, gleichfalls junges Häschen in den Käfig schob, geschah etwas höchst Seltsames. Betti fiel erbozt darüber her und biß das hilflose Wesen.



Junger Löwe mit einem kurzhaarigen Jagdhund
als Spielgefährten.

Der Angriff war so heftig, die feindliche Haltung so offenkundig, daß man das verängstigte, wehrlose Häschen, so rasch es gehen wollte, wieder aus dem Käfig nahm. Da der „gerupfte“ Hase als Sonntagsbraten aufgetischt werden sollte, durfte angenommen werden, ihn noch lebendig zu finden. So beschloß man, ihn wieder zu holen. Unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens. Aber noch lange Zeit danach durfte kein Mensch

wagen, nach dem zurückgekehrten Freund zu greifen. Sobald jemand das versuchte, geriet Vetti in höchste Aufregung, fauchte, kreischte, preßte den Hasen fest an sich, drückte sich mit ihm in den hintersten Winkel des Käfigs und ließ sich lange nicht beruhigen.

Daß artfremde Tiere sich aneinander gewöhnen und fast unzertrennlich werden, ist oft beobachtet worden. Der alte, in der Tierpflege erfahrene Karl Hagenbeck erkannte bald, daß es für die meisten Tiere ein seelisches Bedürfnis ist, mit andern Freundschaft zu schließen. C. G. Schillings, der Reisende und Sammler, brachte es nach vielen vergeblichen Versuchen, ein junges afrikanisches Nashorn am Leben zu erhalten, erst dann so weit, als er ihm eine Ziege zum Genossen gab.

Menschlich gesehen und beurteilt, ist ein Verhältnis, wie das eines Affen zum Kaninchen, wohl recht rührend und erbaulich, aber einen Haken hat es damit doch. Eigentlich dient das Häschen dem Affen in der Regel nur zur Unterhaltung, zum Zeitvertreib und Spiel, ja auch als lebendiges „Wärmekissen“. Es fällt dem Affen nicht ein, dem sonst so zärtlich behandelten Genossen Nahrung anzubieten, selbst von den Bissen nicht, die beide gerne genießen.

Bei aller scheinbaren Ähnlichkeit gewisser Grundverhältnisse, die für das menschliche und tierische Dasein gelten mögen, muß man doch versuchen, das Besondere im Triebleben der Tiere zu erkennen, wenn es sich darum handelt, nicht nur vom eigenen Gefühlsstandpunkt aus zu urteilen, sondern naturwissenschaftlich klarzusehen. Es bleibt ja auch dann immer noch manches rätselhaft genug.

Warum der Ruckuck seine Eier in fremde Nester legt, und wie es kommt, daß kleine Vögel einer anderen Gat-

tung den jungen Kuckuck großziehen, erschien Goethe 1827 noch „ein Geheimnis“. Inzwischen hat man gelernt, das Dunkel zu lüften, das über diesem Verhalten ruhte. Daß der junge Kuckuck auch von solchen Vögeln gefüttert wird, die ihn nicht ausgebrütet und erzogen haben, kam Goethe wunderbar vor, aber er glaubte gleich Eckermann, mit dem er über diese Dinge ein bedeutendes Gespräch führte,



Henne mit ihren Pfleglingen.

das Füttern eines Fremden schein „etwas allgemein Gesellschaftliches, ja Göttliches zu sein“.

Im Vogelreiche ist denn auch das Gemeinschaftsgefühl stark entwickelt, und zwar nicht zuletzt dadurch, daß in großem Maße, bei den Vögeln wenigstens, einzelne Paare mehr oder weniger dauernd zusammenleben. Sie bauen das Nest miteinander, in dem dann die Jungen aus dem Ei schlüpfen, in unzähligen Fällen völlig hilflos, nur nach Nahrung schreiend, Tag und Nacht. Die müssen die Eltern herbeibringen in rastloser Emsigkeit. Und noch der junge Vogel muß angelernt werden. Bölsche sagt: „Kein

Zweifel, das ist unendliche Arbeit. Schon der Nestbau erfordert die Tätigkeit beider Gatten. Wenn das Weibchen brütet, muß das Männchen es aßen, oder muß ihm Pausen zur Nahrungssuche gewähren, während es selber auf den Eiern sitzt. Sind die Jungen ausgekrochen, so müssen beide vereint zutragen. Bei solcher Notwendigkeit ist es kein Wunder, daß die beiden sich als rechte Eheleute



Gans und Hund in Eintracht.

dauernd aneinander gewöhnen.

Beiden Zwergpapageien besteht nach Schomburgks Worten die vollkommenste Harmonie zwischen dem beiderseitigen Wollen und Tun: Frißt das eine, so tut dies auch das andere; ba-

det sich dieses, so begleitet es jenes. Schreit das Männchen, so stimmt das Weibchen unmittelbar mit ein; wird dieses krank, so füttert es jenes. Und wenn noch so viele auf einem Baum versammelt sind, so werden doch niemals die zusammengehörigen Pärchen sich trennen.“

Von einem Pärchen der Araras, den größten bekannten Papageien, schoß ein Jäger das Weibchen ab und hängte es an den Sattel seines Pferdes. Das Männchen folgte dem Reiter bis zu seinem Hause mitten in der Stadt, warf sich dort über seine tote Genossin und war mehrere Tage nicht zu vertreiben. Es ließ sich mit Händen greifen und blieb schließlich als Gefangener bei den Leuten.

Wenn die Goldspechte in Nordamerika glücklich verhehlicht sind, erzählt Audubon, so beginnt jedes Paar „sofort einen Baumstamm auszuhöhlen, um eine Wohnung zu bauen, die ihnen und den Jungen genügt. Beide arbeiten mit größtem Eifer und, wie es scheint, mit größ-



Katze als Pflegerin kleiner Kuchlein.

tem Vergnügen. Wenn das Männchen beschäftigt ist, hängt sich das Weibchen dicht daneben. Wenn das Männchen ausruht, scheint es mit der Gattin aufs zierlichste zu sprechen, und wenn es ermüdet ist, wird es von ihr unterstützt. Da beide sich anstrengen, ist die Höhle bald ausgehöhlt und vollendet. Nun lieblosen sie sich auf den Zweigen, klettern an den Stämmen der Bäume empor oder um sie herum, trommeln mit dem Schnabel an

abgestorbene Zweige, verjagen ihre Wittern, die Rotköpfe, und verteidigen das Nest gegen die Purpurstare“.

Nicht alle Vögel leben in sogenannter Dauerehe, deshalb wird ihr Triebleben, je nachdem sie längere Zeit — manchmal bei wiederholtem Brüten und Aufziehen des Nachwuchses fast auf ein Jahr — oder nur vorübergehend zusammen sind, sich jeweils anders äußern. Wichtig für das Verhalten der Vögel ist es auch, ob sie als Junge lange von ihren Erzeugern gewärmt, gefüttert, beschützt und geführt werden, oder ob sie gleich nach dem Ausschlüpfen fähig sind, ihre Nahrung selber zu suchen. Je nachdem das eine oder andere der Fall ist, werden die Tierchen scheu oder „zutraulich“ sein. Wie leicht kommt menschliches Urtheil, ohne diese Naturanlage zu berücksichtigen, zu falschen Schlüssen, und man scheidet gröblich in klug oder dumm. Kenntniss der besonderen Lebensweise der Tiere befähigt aber erst dazu, auch diese Eigentümlichkeiten richtig zu beurteilen.

Da bei der Fütterung und Fürsorge um die Aufzucht kleiner Nestlinge auch das Männchen in gleicher Weise wie das Weibchen beteiligt ist, kann es nicht überraschen, folgendes zu hören. Eckermann erzählt: „Ich hatte einen jungen Hänfling gefangen, der schon zu groß war, um sich von Menschen füttern zu lassen, aber noch zu jung, um allein zu fressen. Ich gab mir mit ihm einen halben Tag viel Mühe; da er aber durchaus nichts annehmen wollte, so setzte ich ihn zu einem alten Hänfling hinein, einem guten Sänger, den ich schon seit Jahr und Tag im Käfig gehabt und der außen vor meinem Fenster hing. Ich dachte, wenn der Junge sieht, wie der Alte frisst, so wird er vielleicht auch ans Futter gehen und es ihm nachmachen. Er tat es aber nicht, sondern öffnete seinen Schnabel gegen den Alten und bewegte die Flügel gegen

ihn, worauf denn der alte Hänfpling sich seiner fogleich erbarmte und ihn als Kind annahm und ihn fütterte, als wäre es sein eigenes. Einmal brachte man mir eine graue Grasmücke und drei Junge, die ich zusammen in einen großen Käfig tat, und die nun die Alte fütterte. Am andern Tag brachte man mir zwei schon ausge-



Schäferhündin als Amme junger Füchse.

flogene junge Nachtigallen, die ich auch zu der Grasmücke tat, und die von ihr gleichfalls angenommen und gefüttert wurden. Nach einigen Tagen setzte ich noch ein Nest mit beinahe flüggen, jungen Müllerchen hinein, und ferner noch ein Nest mit fünf jungen Plattmönchen. Diese alle nahm die Grasmücke an, fütterte sie und sorgte für sie als treue Mutter. Sie hatte immer den Schnabel voll Ameiseneier und war bald in der einen Ecke des geräumigen Käfigs und bald in der andern, und wo nur immer eine hungrige Kehle sich öffnete, da war sie da. —

Ja, noch mehr! — Auch das eine, ndes herangewachsene Junge der Grasmücke fing an, einige der Kleineren zu füttern, zwar noch spielend und etwas kinderhaft, aber doch schon mit entschiedenem Trieb, es der trefflichen Mutter nachzutun.“

Eckermann erzählt weiter, daß er auch in der freien Natur gesehen habe, daß verlassene Junge von anderen Vögeln gefüttert wurden. „Ich hatte in der Nähe von Tiefurt zwei junge Zaunkönige gefangen, die wahrscheinlich erst kürzlich ihr Nest verlassen hatten, denn sie saßen in einem Busch auf einem Zweig nebst sieben Geschwistern in einer Reihe und ließen sich von ihren Alten füttern. Ich nahm die beiden jungen Vögel in mein seidenes Taschentuch und ging in der Richtung nach Weimar bis ans Schießhaus, dann rechts nach der Wiese an der Elm hinunter und an dem Badeplatz vorüber, und dann wieder links in das kleine Gehölz. Hier, dachte ich, hast du Ruhe, um einmal nach den Zaunkönigen zu sehen. Als ich aber das Tuch öffnete, entschlüpften sie mir beide und waren sogleich im Gebüsch und Grase verschwunden, so daß mein Suchen nach ihnen vergeblich war. Drei Tage danach kam ich zufällig wieder an die gleiche Stelle, und da ich die Locktöne eines Rotkehlchens hörte, so vermutete ich ein Nest in der Nähe, das ich nach einigem Umher spähen auch wirklich fand. Wie groß war mein Erstaunen, als ich in diesem Nest neben beinahe flüggen jungen Rotkehlchen auch meine beiden jungen Zaunkönige fand, die sich hier untergetan hatten und sich von den alten Rotkehlchen füttern ließen. Ich war glücklich über diesen höchst merkwürdigen Fund. Da ihr so klug seid, dachte ich, und euch so hübsch habt zu helfen gewußt, und da auch die Rotkehlchen sich euer so hilfreich angenommen, so will ich so gastfreundliche Ver-

hältnisse nicht stören, im Gegentheil wünsche ich euch das allerbeste Vertrauen.“

Goethe, dem Eckermann dies 1827 erzählte, sagte darauf: „Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten. Das ist es, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Teil seiner



Seltene Freundschaft zwischen Hühnerhund und Hahn.

unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat, und schon im Tiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edlen Menschen zur höchsten Blüte kommt.“

Eckermanns Schilderungen beruhen gewiß auf Erlebnissen, denn — wie Zell bemerkt — hätte er dem von ihm angebeteten Goethe nie etwas Unwahres erzählt. So hatte er auch geschildert, daß junge Ruckucke von andern Vögeln als denen, die sie ausgebrütet hätten, gefüttert würden, was übrigens auch der Vogelkenner Bechstein vor ihm behauptete. Brehms Vater zweifelte daran

und beschloß, einen Versuch zu unternehmen. Er setzte einen jungen Kuckuck auf einen Baumast, ohne ihn daran anzubinden; denn er konnte nur wenig fliegen. „Ich wartete lange, während der Kuckuck aus vollem Halbe schrie. Endlich kam ein Laubfänger, der nicht weit davon Junge aßte, mit einem Kerbtier im Schnabel, flog auf den jungen Kuckuck zu, besah ihn — und brachte das Futter seinen eigenen Jungen. Ein anderer Sänger näherte sich ihm nicht.“

Zell bemerkt dazu: „Diese Gleichgültigkeit der andern Vögel habe ich beim Kuckuck nicht beobachten können. Die Vögel kamen auf die benachbarten Bäume geflogen. Das war bei Bachstelzen im höchsten Grade merkwürdig, denn sie setzen sich sonst nicht auf Zweige. Es stimmt dieser Zug ganz mit der Behauptung Eckermanns überein, daß die Vögel ihre Natur überwinden.“

Zell beobachtete dagegen die Gleichgültigkeit der Vögel gegen den Hungerschrei anderer Vögel, die nicht Kuckucke sind. Hier ist noch manches ungeklärt, und dem Naturbeobachter bleibt noch vieles zu erforschen.

Bei der Beobachtung von Vögeln ist nie zu vergessen, daß ihre Gemeinschaftsgefühle stark entwickelt sind. Wie Bölsche sagt, ist das weniger wunderbar, wenn man bedenkt, daß die eheliche Lebensgemeinschaft sie auch über das Erotische hinaus zur wärmenden Flamme entfacht. . . . Überall im Vogelreich wie unter Säugetieren, wo soziale Verbände stark hervortreten, gewahrt man auch Anfänge einer Sozialisierung der Jungenpflege, wodurch die enge Eheform wieder überflüssiger wird. . . . In unzählbaren Scharen brüten auf Klippen gemeinsam die Tauchervögel, im Norden der Erde Alk und Lummern, im Süden die Pinguine. Bei allen findet man einen gemeinsamen Zug in der Jungenpflege, obwohl die Einzelehe noch nicht

gestört ist. Wenn die Brutzeit da ist, scheint es, als genüge die eigene Leistung der Triebe nicht mehr. Die Pinguinweibchen gehen bei ihren Genossen geradezu auf den Eierraub: sie stehlen, wo sie können, noch fremde Eier zu ihren eigenen. Dabei zieht der Artunterschied keine Grenze. Große Arten holen den kleinen ihre Eier mit Gewalt vom Nest, so daß nachher Junge des verschie-



Junge Bussarde und ihr freiwilliger Beschützer.

densten Aussehens beisammen hocken. Bei den Lummen genügt es nicht, daß Männchen und Weibchen bei jedem Paar abwechselnd brüten: alle überzähligen Junggefellen drängen sich noch herzu und brüten bald hier, bald da als Aushelfer mit. Wo dies der Fall ist, ist es klar, daß ein einzelnes Elternpaar sich ganz verlieren kann, ohne daß die Jungen verkommen müssen, wie es sonst Vogelregel ist. Brehm erzählt von einer solchen Tauchvogelkolonie: „Unbeschreibliches Leben regt sich, und doch herrscht

Friede unter der Gemeinde, die an Anzahl die unserer größten Städte übertrifft. In diesen geschieht es, daß der Mensch an seinem verhungerten Mitbruder kalt vorübergeht: in den Gemeinden der tiefstehenden Vögel finden sich Hunderte, welche nur auf die Gelegenheit warten, Barmherzigkeit zu üben. Das Junge, das keine Eltern mehr hat, ist hier nicht verloren: die Gesamtheit steht ein für das Wohl der einzelnen.“

Wenn auch durch vielfach andere Lebensbedingungen, die das Triebleben beeinflussen, scheinbar widerspruchsvolle Erscheinungen zu beobachten sind, das eine große Gesetz leuchtet doch überall wieder durch: die Sorgfalt und Pflege der Jungen, die Liebe. Und unter gewissen Tieren besteht auch eine Art Freundschaft, ein Wahlverhältnis, das sich allerdings unter Haustieren anders äußert, als jemals in freier Natur möglich wäre. Im wilden Leben der Tiere ist es nicht durchaus die Mutter, die nur für das von ihr geborene Wesen besorgt ist. So leben die Elefanten herdenweise in Gemeinschaft. Die Weibchen sind nicht zärtlicher gegen ihr eigenes Jungtier, wie gegen das jeder anderen Mutter im Trupp. Je nachdem sich gerade dies oder jenes in ihrer Nähe befindet, bietet die Elefantin ihr Euter dar, wahllos, denn alles, was zum Trupp zählt, das gehört auch zusammen.

Manchmal geschehen unter Tieren Dinge, die nicht sofort verständlich sind. Wenn die folgende Geschichte durch Brehm nicht verbürgt wäre, erschiene sie wohl kaum glaubwürdig. Er erzählt: „Zwei Kotkehlchenmännchen, die in meinem Heimort gepflegt wurden und in einem Käfig wohnten, lebten beständig in Hader und Streit, mißgönnten sich jedes Bröckchen, und bissen sich aufs heftigste, jagten sich wütend in dem ihnen gewährten Raum umher. Da geschah es, daß eins durch einen unglücklichen

Zufall das Bein brach. Von Stund an war aller Kampf beendet. Das gesunde Männchen hatte seinen Groll vergessen, nahm sich mitleidig des Kranken an, trug ihm Nahrung zu und pflegte ihn aufs sorgfältigste. Der gebrochene Fuß heilte, das krank gewesene Männchen war wieder kräftig wie vorher; aber der Streit war für immer erloschen.“ Man könnte in diesem Fall nach Erklärungen



Zwei Freunde, die ein Sprichwort Lügen strafen.

suchen, die wohl alle nicht ganz erschöpfend ausfielen, aber man wird doch, nicht allzu menschlich urteilend, behaupten dürfen, daß auch diese kleinen Wesen besonderer Gemütsregungen fähig sind.

G. C. Grove erzählt: Auf einer Farm in Schottland hatte ein junger Schäferhund eine junge Gans gejagt und ihr beim Umherjagen einen Flügel gebrochen. Was nun geschah, ist wohl noch merkwürdiger wie das Verhalten des feindlichen Rotkehlchens nach dem Weinbruch. Menschlich erklärt, würde man sagen, der Hund habe das Unheil, das er angerichtet hatte, erkannt und — „bereut“. Was in der Tierseele beider Tiere vor sich gegangen

war, ist mit Worten, die aus unsrer Menschenpsychologie zur Erklärung genommen werden müßten, da uns andere Einsicht nicht gut möglich ist, nicht zureichend zu sagen. Nach dem Unheil nahm der Hund die Gans fortan in seinen besonderen Schutz, obwohl sein angriffslustiges Wesen gegen die übrigen Gänse auf dem Hof und noch mehr außerhalb der Farm unverändert blieb. Und seltsam! Die Gans lief vor dem einstigen Feind nicht davon, sie erwiderte die ihr offenkundig gezeigte Zuneigung freundschaftlich. Bald wurden die so artfremden Geschöpfe unzertrennlich. Wohin der Hund ging, folgte ihm die Gans, und er lief mit ihr.

In der Nähe von Leipzig beobachtete ein Ökonom ein eigenartiges Verhältnis, das zwischen einem Kettenhund und einer Henne entstand. Der Hund zeigte sich allen anderen Tieren des Gehöftes gegenüber feindlich und angriffslustig; besonders das Federvieh verfolgte er bei jeder Gelegenheit. Nun fiel es auf, daß die Henne nicht nur aus seinem Napf fressen, sondern auch in die Hütte gehen durfte. Nach längerer Beobachtung stellte sich heraus, daß die so auffallend und unbegreiflich bevorzugte Henne in der Hütte ein Ei abzulegen pflegte, das der Hund nach ihrem Weggehen verzehrte. Menschlich beurteilt, ist höchstens das Verhalten des Hundes faßbar. Wie es kam, daß das Huhn sich mit dem Hund anfreundete, ist nicht von Anfang an beobachtet worden. Diese „Freundschaft“ hatte allerdings einen recht prosaischen Grund.

Aber es gab und gibt auch andere Fälle, in denen nie nachzuweisen ist, daß für einen Teil daraus irgendein greifbarer Vorteil entspringt; es handelt sich dabei rein um Betätigung der Mutterliebe.

Vor Jahrzehnten fand sich in der „Gartenlaube“ fol-

gende Schilderung: In der Ebenrettersmühle bei Hildburghausen lebte eine Kaze, an der eine überaus besondere Pfliegelust auffiel. Einst befand sie sich im letzten Zustand der Trächtigkeit, als sie sechs eben ausgeschlüpfte Küchlein in ihren Korb zusammentrug. Sie hatte aus begreiflichen Gründen ihre liebe Not, die durchaus andersgearteten kleinen Geschöpfe zusammenzuhalten; besonders schwierig wurde ihr das, als sie drei Tage später die Gesellschaft selber durch vier Käzchen vermehrte. Man hätte nun erwarten dürfen, daß sie sich jetzt ihren Jungen allein widmen und die ungebärdigen Hühnchen vernachlässigen würde. Aber das geschah nicht. Die Kazenmutter wurde nicht müde, die flüchtigen Hühnchen immer wieder, sie vorsichtig an den Hälsen fassend, in den Korb zu tragen, ja, sie begnügte sich gar nicht mit diesen Pfleglingen. Denn als einige Tage später von einer Henne drei Enteneier ausgebrütet wurden, trug sie auch diese geduldigen Tierchen in ihren Korb. Endlich holte sie sogar aus einem Rotschwänzchenest noch ein Junges. Ihre mütterlichen Liebesbezeugungen verteilte die Kaze unter alle ihre Pfleglinge in gleichem Maße. Sie beleckte Hühner, Enten und Rotschwänzchen mit der gleichen Zärtlichkeit wie ihre Käzchen. Die mühevolle Bemmutterung nahm erst ein Ende, als Hühnchen und Enten zu groß zum Tragen geworden waren. Aber noch lange Zeit eilte die ganze Sippschaft herbei, wenn die Kaze ihr Futter erhielt, um einträchtig das Mahl zu teilen.

Als diese Schilderung bekannt wurde, bezweifelte man diese „höchst unwahrscheinliche Geschichte“. Man darf nicht vergessen, daß die Kaze ihre artfremden Pfleglinge selber zusammengetragen hat, daß es keinem Menschen eingefallen war, sie dazu veranlassen zu wollen. Da wurde später ein ähnliches Ereignis be-

kannt, das C. R. Eaton in Montpelier beschrieben und bezeugt hat. Ein Huhn hatte ihre Küchlein unmittelbar nach dem Ausschlüpfen aus unbekanntem Gründen verlassen. Da brachte man die kleinen Tierchen in die Küche, wo sich eine Kaze aufhielt. Nun wiederholte sich im wesentlichen alles oben Beschriebene. Die Kaze holte die verlassenen Küken in ihren Korb, beleckte sie, brachte sie zurück, wenn sie entliefen, und benahm sich als zärtlichste Pflegemutter. Als die Küchlein zu groß geworden waren, folgte ihnen die Kaze in den Garten, um sie auch dort zu überwachen.

Daß eine Henne junge Kazen zu bemuttern sucht, statt auf das Ausschlüpfen der ihr untergelegten Eier zu warten, klingt zunächst unwahrscheinlich, ist aber durch E. C. Cone verbürgt. Die Henne verließ ihren Brutplatz, griff eine alte Kaze an, trieb sie fort und nahm die nicht mehr ganz hilflosen Käzchen in ihre Obhut.

Emil Straube in Achern berichtet von einer Hündin, die zwar mit ausgewachsenen Kazen in offenster Feindschaft lebte, eines Tages aber ein verwaisstes kleines Käzchen annahm, auffäugte, sorglichst behütete und bewachte und auch später mit dem ausgewachsenen Pflegling freundschaftlich verbunden blieb.

Weibliche Kazen haben gelegentlich Kaninchen und Eichhörnchen aufgezogen und Matschie hat bei einem Schuster in Bordeaux eine Kaze gesehen, die mit drei schwarzweißen Raben in bestem Einvernehmen lebte.

Professor Büchner erzählte, daß ein rauhhaariger Pinscher eines Tages ein Kaninchen von einem etwa eine Viertelstunde entfernten Gehöft holte und mit heim brachte. Bald entstand innigste Freundschaft. Als das Kaninchen Junge warf, übertrug der Hund auf diese seine Neigung und wurde ihr eifriger Beschützer.

In allen diesen Fällen sind es immer weibliche Tiere, die, ihrem Pflorgetrieb folgend, die Jungen anderer Gattungen bemuttern. Aber auch unter männlichen Tieren offenbart sich zuweilen die Zuneigung zu Angehörigen sehr verschiedener Arten. Dtmars Wild beobachtete ein solches Freundschaftsverhältnis zwischen einem jungen Wachtelhund und einem Hahn. Beide schliefen nebeneinander oder der Hahn auf dem Hund. Eifrig beleckte der Hund seinen viel kleineren Freund, der ihm dafür in den Haaren herumpickte.

Außer den hier teilweise geschilderten eigenartigen Verhältnissen und Beziehungen unter artfremden Tieren, die aus freier Wahl zustande kamen, sieht man auf Landgütern und Förstereien oft durch Gewöhnung entstandene Freundschaften unter Tieren, die allerdings meist aus gemeinsam verbrachter Jugendzeit stammen.

In unseren Tiergärten hat man seit langer Zeit die Erfahrung gemacht, daß die Aufzucht jung eingefangener Tiere größere Aussicht auf Erfolg bot, wenn man ihnen zur rechten Zeit die erwünschte Gelegenheit gab, sich an andere Geschöpfe anzuschließen. Jungen Löwinnen gab man Hündinnen als Spielgenossen und erzielte damit die besten Erfolge. Es ist übrigens nicht allein die dadurch ermöglichte Gelegenheit, zu spielen, sondern auch der Ersatz mütterlicher Zuneigung, die auf das Gedeihen der Pfleglinge bedeutenden Einfluß übt.

Das Seelenleben der Tiere ist aber auch nach anderer Richtung recht eigenartig. Auf dem Lande kann man oft das Aufkeimen und ein Freundschaftsverhältnis unter Tieren beobachten, das geradezu unbegreiflich wirkt. Katzen und Hunde schließen sich gerne Pferden an, bei denen sie im Stall bleiben und die sie ins Freie begleiten. Auch Hühner halten sich nicht selten gerne zu Pferden

oder Rindern und Ziegen. Ein Pudel, der lange Jahre hindurch mit einem Jagdhund in engsten Beziehungen lebte, schloß sich nach dem Tod seines Freundes einem Pferd an. Ein alter Kater suchte gewohnheitsmäßig die Gesellschaft eines Truthahns, und ein Mops fühlte sich am wohlsten unter Kaninchen, bei denen er im Stall schlief.

Bölsche schrieb: Die individuelle Neigung ist unverkennbar bei Hunden. Hundezüchter wissen ganz genau, daß eine Hündin durchaus nicht jedes beliebige Männchen annimmt, sondern ihren „Geschmack“ hat. Ein weiblicher Pinscher, den Darwin erwähnt, liebte einen Wasserhund leidenschaftlich. Als man beide gewaltsam trennte, beachtete der Pinscher keinen andern Hund mehr. Eine Hirschhündin lebte mit vier Männchen zusammen, die alle von gesunder Rasse waren. Sie bevorzugte aber einen dieser Hunde immer wieder und brachte nur von ihm Junge. Ähnliche Tatsachen sind von Pferden und Rindern bekannt.

Noch vieles Eigenartige und Merkwürdige wäre zu erzählen, aber es ist wohl genug beigebracht, woraus hervorgeht, daß die Tiere ein Seelenleben haben, das nicht nur triebartig allein bestimmt wird. Um es aber in seiner Tiefe zu fassen, fehlt uns doch vieles. Zunächst vergleichen wir die seelischen Äußerungsformen dieser Wesen meist zu ausschließlich vom Standpunkt menschlicher psychologischer Leitmotive und geraten damit in Irrtümer. Wenn alle reine und klare Beobachtung in naturwissenschaftlichen Gebieten schon nicht leicht ist, so ist es besonders schwer, die wahren Beweggründe im Tun und Treiben der Tiere zu erfassen. Es bleibt aber immer anziehend und reizvoll, den Beziehungen nachzugehen, die zu so eigentümlichen Verhältnissen Anlaß

bieten, die unter Tieren immer wieder vorkommen. Und mancher Laie könnte hier wertvolle Mitarbeit leisten, wenn er zunächst versuchen würde, seine Beobachtungen sachlich begrenzt aufzuzeichnen, wenn er nicht darauf ausgehen wollte, das Rätselhafte daran zu erklären. Denn letzten Endes ist alle wahre Naturforschung doch nichts anderes als möglichst klare, streng sachlich durchgeführte Beschreibung. Dadurch unterscheidet sich ernsthafte Naturforschung von mehr oder weniger verstiegener Schwärmerei. Doch soll es so angelegten Naturen durchaus nicht benommen sein, auf ihre Weise zu versuchen, die Vorgänge im Innenleben der Tiere zu „erklären“, die uns in mehr als einer Beziehung doch immer rätselhaft bleiben. Tragen wir auf die eine oder andere Weise dazu bei, solche Probleme entschleiern zu wollen, so wird das beste Ergebnis dieser Mühen sein, die Tiere gut zu behandeln. Uns gegenüber sind sie ja alle im tiefsten Sinne „Unmündige“. Das ist der tiefe Sinn der Worte des großen Leonardo da Vinci: „Der Mensch ist der Vormund der Tiere.“

Ergänzungsaufgabe

Ost . . ten, Scho . . land, Hack . . nder, Spe . . art, Por . . gal,
 Rege . . burg, Guf . . ten, Fra . . lin, Mont . . egro, Ann . . erg,
 Wint . . thur, Leo . . das, Wei . . sel, Caf . . li, Gebu . . stag,
 Gab . . ele, Ster . . unde, Eis . . erz.

An Stelle der Punkte sind die unten angeführten Buchstabenpaare derart zu setzen, daß bekannte Wörter entstehen. Die richtig eingestellten Buchstabenpaare ergeben dann, der Reihe nach im Zusammenhange gelesen, ein Sprichwort.

ab, ch, en, en, er, go, lä, ni, nk, nk, ns, ri, rt, fi, ff, te, tt, tu.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes..

Wanderung über den Rennsteig im Thüringer Wald

Von Hans Gerhard Waltershausen

Mit 9 Bildern

Photographien von Waldemar Eigenthaler, Berlin.

Rennsteige, von Rain = Grenze hergeleitet, auch Kennstiege und Kennweg genannt, findet man weit mehr als hundert in Deutschland, keiner aber läßt sich mit dem des Thüringer Waldes vergleichen. Dieser merkwürdige Gebirgszug ist uns lieb und wert als ein deutsches Gebirge, voll einsamer Naturschönheit und reich an Erinnerungen vergangener Zeiten. In alten Sagen des Thüringer Landes werden seltsame Geschichten von ihm erzählt, von Goldgruben und Höhlen, darinnen wunderbare Musik erklingt, und von geheimnisvollen Gestalten, die zu mitternächtiger Stunde an besonderen Orten erscheinen. Wer über den Rennsteig wandert, wird durch Grenzsteine an vergangene Zeiten deutscher Geschichte gemahnt; sie künden davon, wer einst Herr des Landstreifens gewesen ist, den er eben überblickt. Bis in die neueste Zeit bildete er die politische Grenze vieler Staaten: Sachsen-Weimar, Gotha, Sondershausen, Schwarzburg und Reuß thüringerseits; Meiningen, Preußen und Bayern fränkischerseits. Aus dem Jahre 1515 stammt das älteste dieser Wahrzeichen. Selbst vom Dreißigjährigen Kriege blieb dieser einsame Bergkamm nicht unberührt, manch blutiges Zusammentreffen der Söldnerscharen fand hier seinen Austrag. Könige überschritten den alten Steig, Martin Luther kreuzte ihn viermal, Napoleon stürmte 1806 auf ihm gegen Saalfeld; 1813 flüchtete er über den Rennsteig, das Glück der Zukunft hinter sich lassend.

Zum ersten Male wird der Rennsteig in einem Kauf-

brief vom 10. August 1330 genannt und als „Kynnestieg“ bezeichnet; einige Geschichtschreiber vermuten, daß er 785 von Kaiser Karl dem Großen angelegt worden sei, der, den Kennsteig als Grenze ziehend, Thüringen von Franken schied. Er war fast immer ein Grenzweg, dafür zeugen aber nicht nur alte Urkunden, sondern auch jetzt noch Lebendig-Eigenartiges, so vor allem die Mundarten. Scharf schneidet er den thüringischen vom fränkischen Dialekt, wofür nur einige Beispiele erwähnt seien: „gestern“ sagt der Thüringer, „nächte“ der Franke; „Grußvater“ der Thüringer, „Hörle“ der Franke; „meintwagen“ der Thüringer, „aamsgemaa“ der



Der älteste und schönste Kennstein vom Jahr 1515 mit dem sächsischen und bambergischen Wappen.

Franke. Die Unterschiede sind bedeutend. Für beide Volkstämme ist der Kennsteig eine Grenze, was sich auch in der Ausdrucksweise der Bewohner zu erkennen gibt: „draußen in Franken“ sagt der Thüringer, „drinnen in Thüringen“ der Franke. Zwar ist ein Übergreifen der Mundart da und dort festzustellen, aber doch nur in unmittelbarer Nähe des Kennsteiges, im übrigen sind die beiden Stämme in

Sprache und Sitten, am auffallendsten aber in der Bauart der Häuser und Gehöftanlage unterschieden. Auch im Äußeren wird die Verschiedenheit offensichtlich. So trägt man seit alters in Thüringen blaue und schwarze Stoffe, in Franken die buntesten Farben.

Auch in den Ortsnamen ist ein auffallender Unterschied zu bemerken. In Thüringen findet man häufig wiederkehrend die Endungen „=stedt“, „=leben“, „=roda“ sowie in den südlich gelegenen einstigen Sorben- und Wendensiedlungen „=itz“ und „=witz“, in Franken enden die Namen auffallend häufig mit „=ingen“, „=heim“, „=rentz“ und „=hausen“.

Der Rennsteig ist auch die Wetterscheide der angrenzenden Gebiete. In Franken fällt das Frühjahr gewöhnlich zwei Wochen eher als „drinnen in Thüringen“, und die Witterungsverhältnisse sind auch sonst verschieden.

Das Nationalgericht der Franken aber — die „Hütes“ oder „Knölle“, Klöße aus geriebenen rohen Kartoffeln — ist trotz des Rennsteigs auch bei den Thüringern beliebt.

Da einst in der Nähe des Rennsteigs römische Münzen und Waffen ausgegraben wurden, glaubte man lange Zeit, die Römer wären den Rennsteig entlang gezogen oder hätten ihn angelegt. Wenn die Römer einst diese Gegenden flüchtig berührt haben sollten, der Rennsteig wird von ihnen kaum überschritten worden sein. Er ist wohl nie eine Heerstraße und noch weniger ein Handelsweg gewesen, denn er ist stellenweise unwegsam, und die Breite schwankt, wo er jetzt noch Naturweg ist, zwischen etwa eineinhalb und dreieinhalb Meter. Er steigt oft scharf und zieht sich vierzig Stunden lang in einsamer, einstmals ganz abgeschlossener Gegend hin.

In einer 1830 erschienenen Beschreibung des nordwestlichen Thüringer Waldes schilderte Plänckner zum ersten



Kennsteig zwischen Ernstthal und dem Dreiherrnstein
„Hoher Lach“, 770 Meter hoch.



Zwischen Ernstthal und Igelshieb, etwa 800 Meter hoch.

Male den Rennsteig und war wohl auch der erste, der den alten Bergkamm vollständig und um seiner selbst willen entlang wanderte. Er legte den Weg in der kurzen Zeit von dreiundvierzigeinhalb Stunden zurück. Ihm folgten vorerst nur wenige. Lange noch galt eine



Zwischen Neuhaus am Rennsteig und Limbach.

vollständige Rennsteigwanderung als eine Art „Expedition“. Das ist anders geworden. Ein „Rennsteigverein“ wurde gegründet, dessen Mitglieder jedes Jahr über den alten Höhenweg pilgern.

Auch heute noch gehört zu einer Rennsteigwanderung Ausdauer und Sinn für den eigenartigen Zauber des alten Pfades, dem alle Bequemlichkeiten eines „Touristenweges“ fehlen. Oft vergehen viele Stunden, bis man zu einer Siedlung gelangt oder einem Menschen begegnet.



Grenzstein vom Jahr 1528 am Waldrand vor Igelshieb
in 828 Meter Höhe.



Neustadt am Rennsteig in 800 Meter Höhe. Vom Rennsteig in
einen schwarzburgischen und meiningenschen Teil getrennt.

Immer wieder hört man fragen: Welche Wanderung ist lohnender, die von Hörschel nach Blankenstein oder die umgekehrte Richtung? Die Antwort fällt schwer. Persönlicher Geschmack ist dabei bestimmend und die Frage, von



Ebertswiese mit dem Schutzhause des Thüringer Waldvereins,
722 Meter hoch gelegen.

welcher Richtung der Wandernde sich nähert. Kommt er vom Rhein, wird er gewiß die Wanderung von Hörschel aus beginnen, kommt er von der Elbe, ist Blankenstein der bequemere Ausgangspunkt. Kennt der Fremde Thüringen noch nicht, dann ist es empfehlenswert, die Wanderung von Blankenstein zu beginnen, da er dann neben der Wartburg Eisenach und die Reihe Thüringens schönster

und interessantester Städte: Gotha, Erfurt, Weimar, Jena, Naumburg mit besuchen kann.

Sechs Wandertage sind für den Rennsteig unter allen Umständen erforderlich, denn achtundzwanzig Kilometer sind das mindeste Maß für den Tag. Wer weites Wandern



Ende des Rennsteigs am Gasthof „zur Krone“ in Hirschel an der Werra.

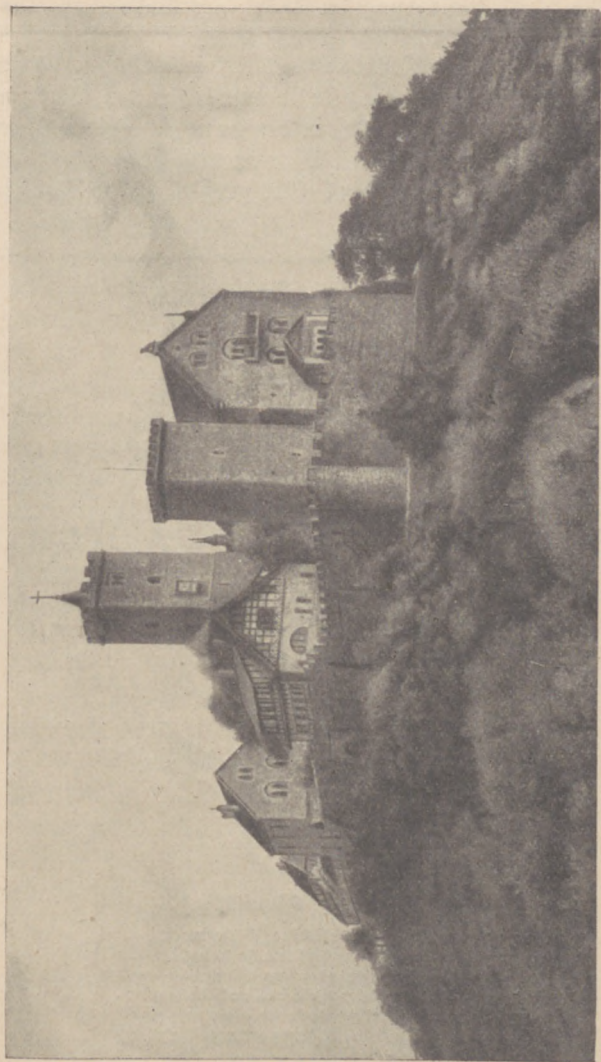
noch nicht gewohnt ist, dem sei für den ersten Tag empfohlen, von dem reußischen Ort Blankenstein aus, den man mit der Bahn von Triptis oder Hof erreicht, bis Steinbach am Walde — rund achtundzwanzig Kilometer — zu gehen. Für den zweiten Tag setze man sich Neuhaus am Rennsteig als Ziel — etwa dreiundzwanzig Kilometer —, für den dritten Kahlert — siebenundzwanzig Kilometer. Der vierte Tag führt dann bis Oberhof — achtundzwanzigeinhalb Kilometer —, der fünfte auf den schönsten Teil des Rennsteigs bis zum Inselberg — zwei-

unddreißigeinhalb Kilometer —, der sechste und letzte bis Hörschel — etwa einen Kilometer mehr. Längere Strecken zurückzulegen, ist oft notwendig, um — wenn man nicht vom Rennsteig abweichen und zu Thal steigen will, was schwer und umständlich wäre — ein gutes Nachtlager zu finden.

Überreich an Schönheiten und reizvollen Abwechslungen ist diese Wanderung. Stundenlang führt der Weg durch herrlichen, uralten Wald, wie Scheffel in „Frau Aventure“ ihn besingt:

„Die Städte flieht er
Und keucht zum Kamm des Waldgebirgs hinauf,
Durch Laubgehölz und Tannendunkel zieht er
Und birgt ins Dickicht seinen scheuen Lauf,
Das Eichhorn kann von Ast zu Ast sich schwingen,
Soweit es reicht, und nicht zu Boden springen.“

Lichtet sich der Wald, so bieten sich weite Ausblicke; im Tale liegen freundliche Dörfchen, winzig, wie einer Spielzeugschachtel entnommen. Bergmatten ziehen sich lang hin, Herdenglocken klingen fern, aus den Tälern dringen Geräusche des Lebens aus Haus und Hof — und nach langer, feierlicher Einsamkeit, nach Wandern durch hohes Gras, über Moor und Moos wendet sich der uralte Pfad fast unvermittelt bergan und streckenweise wandert man auf einer gepflegten Kunststraße. Durch freundliche Dörfer führt er und durch kultiviertes Land. Doch mehr erfreut sich der Wandernde, wenn der Rennweg wieder in seine natürliche Bahn zurückkehrt. Reizvoll ist der Wechsel einsamer Höhenpfade mit stillen, träumenden Bergdörfchen und dem modernen Leben in Oberhof und auf dem Inselberg. Zum unvergeßlichen Erlebnis aber wird dem Rennsteigwanderer ein Landschaftsbild, das den letzten



Die Wartburg bei Eisenach, Ansicht von Südwesten.

Tag wunderbar abschließt: der Blick von der hohen Sonne bei Eisenach. Mächtige alte Bäume lassen den Blick zur Wartburg schweifen, die, in der Ferne sich aus dunklem Grün erhebend, zwischen Himmel und Erde thront als unvergängliches Merkmal eines großen, freien Deutschlands.

Bilderrätsel „Das Schlüsselchen“



.....

Scharade. (Zweifilbig.)

Wem dies Rätsel keine Mühe macht,
 Der ist mit der Ersten so bedacht,
 Wie es die Zweite dir besagt.
 Ob dies Rätsel dir wohl auch behagt?
 Sehr bescheiden habe ich gemeint,
 Daß es wie das Ganze dir erscheint.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Bananenfrüchte

Von Emil Sienapp / Mit 6 Bildern

Von der Forschung wird der Bananenpflanze ein „mythisches Alter“ zugesprochen und als älteste Anbaufrucht menschlicher Bodenwirtschaft bezeichnet. Sagenhaft als „Paradiesbaum“, als „Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen“ umwoben, nannten sie die Christen Syriens und Agyptens „Paradiesfeige“, „Paradiesapfel“ und „Adamsapfel“. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert werden Bananen in fast allen tropischen und subtropischen Ländern plantagenmäßig angebaut und zwar nicht nur als eines der wichtigsten Nahrungsmittel der eingeborenen Bevölkerung, sondern auch als ein einträgliches Handelserzeugnis von weltwirtschaftlicher Bedeutung hoch geschätzt.

Die Hauptkulturgebiete der Banane sind heute die zentralamerikanischen Republiken: Honduras, Nicaragua, Costarica und Panama, Westindien — Jamaika —, Australien — Fidjiinseln —, die hawaiischen Inseln — Tahiti — im Stillen Ozean und die unter spanischer Hoheit stehenden Kanarischen Inseln Las Palmas, Teneriffa und Ferro an der Westküste Afrikas. Ihrer pflanzlichen Art nach ist die Banane, auch Pisang oder Musa genannt, ein baumartiges, Wärme und Feuchtigkeit liebendes, tropisches Staudengewächs mit großen, weichen, kurz und kräftig gestielten, mit starker Mittelrippe versehenen Blättern, die sich am kurzen Scheinstamm mit den Scheiden gegenseitig umfassen; sie werden fünfzig bis sechzig Zentimeter breit und über drei Meter lang. Am besten gedeiht sie bei einer Temperatur von 26—27 Grad Celsius; sie wird aber an der Golfküste von Nordamerika noch bei 21—24, und in Florida bis 29 Grad Wärme gebaut. Die Banane entwickelt sich im Heimatlande bei zusagen-

der Bodenbeschaffenheit, Klimaverhältnissen und gleichmäßiger Bewässerung als Wild- und Kulturpflanze außerordentlich schnell. Zieht man sie aus einem etwa meterhohen Sackling, so ist die Pflanze zehn Wochen



Aus der Schnittfläche eines Sacklings sprießender Bananenschößling, der nach einem Zeitraum von acht Minuten gewachsen ist.

später zur vollen Höhe von zehn Meter emporgewachsen und treibt nun sofort Blüten. Noch vor der Reife schneidet man den Fruchtstand ab. Bereits nach zwanzig Minuten hebt sich aus der Mitte der Schnittfläche der Ansatz zu einem neuen Stämmchen hervor. Nach acht Stunden ist dieses selbst prächtig in die Höhe gewachsen, und einunddreißig Stunden nach dem Abschneiden sind die ersten Blätter entfaltet. Schon acht bis zehn Monate nach der Pflanzung steht sie in vollem Fruchtbehang.

Jede Pflanze bringt durchschnittlich drei bis vier zwischen zwanzig und dreißig Kilo schwere Fruchtbüschel, die sich ihres Gewichtes wegen zur Erde neigen. Die samenlosen Früchte sind gurkenähnlich geformt, je nach Art rundlich oder kantig, dünn oder dick, kurz oder lang und um-

schließen unter einer zähen Schale eine angenehm süß-säuerlich schmeckende, mehr oder weniger feste, teigige Masse von großem Nährwert. Der Analyse nach besitzt sie 75,3 Prozent Wasser, 1,3 Prozent Eiweiß, 0,6 Prozent Fett, 22 Prozent Kohlehydrate und 0,8 Prozent Asche, enthält also viermal soviel Eiweiß als der Apfel und zweimal soviel Kohlehydrate und dreimal soviel Fett als die Apfelsine. Die Nahrungschemiker berechnen den Nährwert der frischen Bananenfrucht auf 100 Kalorien für 100 Gramm — gleich dem Nährwert des gewöhnlichen Fleisches —, der getrockneten Frucht auf 285 Kalorien für 100 Gramm, also zweimal so hoch als den des Fleisches.

Die Fortpflanzung der Bananenpflanze geschieht durch Schößlinge, die nach dem Absterben der Mutterpflanze nach vollzogener Ernte aus dem Wurzelstocke zu mehreren hervorsprossen. Von den etwa hundert bekannten Bananenarten wird heute allgemein die aus Südchina stammende



Vom Augenblick des Schaftabschnittes an aus dem Sprossling hervorgesproßte Bananenpflanze nach einer Wachstumsdauer von einunddreißig Minuten.

und auch noch in kühleren, süd tropischen Gebieten gut gedeihende chinesische oder Cavendishi-Banane im Anbau bevorzugt und auf den Kanarischen Inseln ausschließlich angepflanzt. Sie ist zuerst 1829 durch Telsair in Mauritius eingeführt worden. Durch ihren lieblichen und süßen Geschmack, ihre größere Fruchtbarkeit, größere kulturelle Genügsamkeit, Widerstandsfähigkeit und schnelleres, gedrungenes Wachstum ist sie der früher in erster Linie angebauten großen Jamaikabanane eine überlegene Konkurrentin im Plantagenbau und internationalen Fruchthandel geworden, obgleich ihre Früchte kleiner und dünn schaliger und deshalb bedeutend transportempfindlicher als jene sind. Dafür ist aber die Fruchttraube größer und durchschnittlich mit zweihundert bis zweihundertfünfzig Früchten im Gesamtgewicht zwischen dreißig bis fünfzig Kilo behangen, wogegen der Fruchtbüschel der Jamaikabanane trotz der größeren Einzelfrucht höchstens fünf und zwanzig bis fünf und dreißig Kilo schwer ist.

Das Hauptversorgungsgebiet Europas mit Bananen sind heute die Kanarischen Inseln. In den letzten Vorkriegsjahren wurden von dort allein nach Deutschland dreiviertel Millionen und nach den übrigen Ländern zusammen etwa drei Millionen Lattenkisten ausgeführt. Für Deutschland ist Hamburg der Hauptumschlaghafen für Bananen. Hier liegt der Handel mit diesen Früchten hauptsächlich in den Händen der Boermann-Linie und der Oldenburg-Portugiesischen Dampfschiffreederei, die zu diesem Zweck eigene Handelsniederlagen in Teneriffa und Las Palmas besitzen und einen direkten Schnelldampferdienst mit besonders eingerichteten Schiffsräumen unterhalten. Aber auch einige spanische, englische und italienische Einkaufshäuser sind an diesem Handel beteiligt.



Bananenfelder.

Die größte Schwierigkeit bei der Verfrachtung der Bananen besteht in der großen Frost-, Hitze- und Druck-

empfindlichkeit der Früchte, so daß die Wirtschaftlichkeit des Handels in erster Linie von der richtigsten Verpackungswiese und der Verkürzung des Reiseweges abhängig ist. Aus diesem Grunde werden die Fruchtbüschel in noch grünem Zustand geschnitten und zur Abhaltung von Drucklast je nach Größe einzeln oder zu mehreren zwischen Papier, Watte und dürren Bananenblättern in kubischen Lattenverschlägen fest eingepackt und im Winter im warmen Schiffsraum, in der wärmeren Jahreszeit frei auf Deck vorsichtig verstaut. Vor der Verpackung wird vom Verfrachter an Ort und Stelle eine Qualitätsauslese und Größensortierung der Früchte vorgenommen.

Die Verfrachtung der westindischen Bananen geschieht dagegen wegen des längeren Reiseweges und zur Zurückhaltung des Reifeprozesses freihängend in eigens für diesen Fruchttransport eingerichteten und mit besonderen Kühlvorrichtungen versehenen Schiffen. Trotzdem fallen aber während der langen Reise viele Früchte der Überreise und dem Verderben anheim, so daß eine nennenswerte Ausfuhr hievon nach Deutschland nicht mehr üblich ist. Die große Verderblichkeit der Bananenfrüchte erfordert schnellstes Handinhandarbeiten aller beim Transport und Handel mitwirkenden Kräfte, um möglichst hohen Nutzen aus einer Dampferladung zu erzielen. Das Sprichwort „Zeit ist Geld“ gilt hierbei mehr als wo anders als höchstes Wirtschaftsgesetz. Sobald deshalb ein Bananendampfer an seinem Löschplatz im Hafen eintrifft, sind auch schon die Importeure zur Stelle, um die Ladung anzusehen, ihre Löschung und den Transport in die Fruchtschuppen ungesäumt vorzunehmen. Hier werden die einzelnen Packungen durch ein in jahrelanger praktischer Übung technisch geschultes Schuppenpersonal unter Leitung besonderer Sachverständiger gründlich auf

ihren Reifezustand untersucht. Die während der Reise überreifen und verdorbenen Früchte werden als unbrauchbar ausgeschieden und die übrigen in noch „grüne“ — unreife — und „gelbe“ — reife — Früchte sortiert.



Bananenernte in Costarica.

Die gelben Früchte sind für den Platzverkauf bestimmt und werden schnellstens im Auktionswege in größeren und kleineren Kavelingen an die Großhändler verkauft, welche die Ware sofort an die Kleinverkäufer und Karrenhändler zum Verbrauch weitergeben. Die noch unreifen grünen Früchte, die für den Weitertransport widerstandsfähiger sind, gehen zum Teil weiter ins Inland und auch darüber hinaus nach allen angrenzenden europäischen Ländern, während ein anderer Teil zwecks späterer Versorgung des Hamburger Marktes in die in der Nähe der Fruchtschuppen mit Heizvorrichtungen ausgestatteten Lagerkeller gebracht wird, um hier freihängend bei künstlich erzeugter feuchtwarmer Tropentemperatur zwischen fünfzehn und dreißig Grad Celsius nachzureifen. Von der richtigen Temperaturreglung hängt nicht nur die mehr oder weniger schnelle Nachreise der Früchte, sondern auch ihr Geschmack und Aroma erheblich ab. Es ist festgestellt, daß bei niedriger Temperatur nachgereifte Früchte fast keine Alkohole und flüchtigen Säuren enthalten, also wenig schmackhaft sind, wogegen das Fruchtfleisch bei höherer Temperatur — dreißig Grad — würzige Säuren und ein feines Aroma besitzt.

Außer zum Rohgenuß ist die Bananenfrucht, namentlich in Amerika, auch durch Dörren, Vermahlung und Kandieren industriell nutzbar gemacht worden. Kurz vor dem Krieg wurden diese Versuche auch in unseren afrikanischen Kolonien (Kamerun) vorgenommen. Zu wirtschaftlichem Erfolg führten sie aber nicht, da die kandierten Früchte wegen ihres übersüßten Geschmackes abgelehnt wurden und das gewonnene Mehl als menschliches Nahrungsmittel nur geringen Verbrauch fand.

In der Vieh- und Futterwirtschaft sind die Versuche der Bananenmehlverfütterung nicht günstig ausgefallen.



Eingeborene mit einem großen Bananenfruchtbüschel.

Als menschliches Nahrungsmittel ist dagegen die Bananenfrucht wegen ihres Zucker- und Mehlgehaltes unbestreitbar von hohem Wert; sie ist Gesunden und Kranken

gleich bekömmlich und wird wegen ihrer leichten Verdaulichkeit selbst von kleinen Kindern und magenschwachen Personen gut vertragen. Auch in der Küche läßt sie sich durch Kochen und Backen, als „Kaffee“- und „Tee“-Kuchen, Gelee und Kompott vielseitig verwerten. Es ist bedauerlich, daß unsere Regierungsstellen diese nahrhafteste aller Obstfrüchte mit anderem fremdländischen Obst als „Luxusfrucht“ erklärten, statt die Einfuhr im Interesse der gesunden Volksernährung zu fördern, zumal die hierfür ins Ausland abfließenden Gelder im Wege wechselseitiger Handelsbeziehungen fast restlos wieder zurückfließen. Voraussetzung für den größeren Verbrauch an Bananen als Volksnahrungsmittel wäre allerdings eine erhebliche Verbilligung der jetzigen Preise. Ist es auch unter Berücksichtigung der verteuerten Weltpreise noch nicht möglich, das Pfund Bananen wie vor dem Kriege für zwanzig bis fünfundzwanzig Pfennige zu kaufen, so ist doch die heutige Vervielfachung dieses Preises unberechtigt und für Handel und Konsum gleich schädlich. Trotzdem ist es im Interesse unseres Handels zu begrüßen, daß die während des Krieges gänzlich unterbundene und auch noch nach seiner Beendigung während unserer Geldentwertung sich in engen Grenzen haltende Bananeneinfuhr mit der Stabilisierung unserer Währung und insbesondere durch die Schaffung der Hamburger Goldmark wieder einen größeren Aufschwung genommen hat, so daß die im Hafen vorhandenen Fruchtschuppen kaum ausreichen, um die eingeführten Bananenmengen und andere Obstfrüchte — namentlich Tomaten — ordnungsmäßig lagern zu können.

Die weltwirtschaftliche Bedeutung des Bananenhandels haben zuerst die Amerikaner erkannt. Er wurde von ihnen Ende des vorigen Jahrhunderts in großzügiger

Weise international organisiert und nach kurzer Zeit nach Investierung großer Kapitalien und einer umfangreichen



Verladen der Bananen in Costarica.

Schiffs- und Waggonparkbeschaffung in den Händen einiger weniger Gesellschaften „vertrufet“. Diese „Ver-

trufung“ hat aber den Konsumenten nicht geschadet, da die Unternehmer nicht auf „Stapel“ lagern können, sondern die Ware wegen ihrer geringen Haltbarkeit möglichst schnell zu Geld machen müssen. Durch die reichen Geldmittel der Fruchtgesellschaften war es aber möglich, durch großzügige und geschickt geleitete Propaganda die amerikanische Großstadtbevölkerung auf den nährenden und gesundheitlichen Wert der Bananenfrucht dauernd hinzuweisen und sie zu großem Verbrauch zu veranlassen. Zwecks internationaler Organisation des Bananenhandels für die Versorgung des deutschen Marktes gründete man 1910 auch in Hamburg die „Hamburg-Kolumbien-Bananen-Aktiengesellschaft“, zu der eine Anzahl Hamburger Kaufleute und die Hamburg-Amerika-Linie das Betriebskapital aufbrachten, und letztere auch zwei mit Etagedecks versehene, sogenannte „Bananendampfer“ in Fahrt stellte. Das Unternehmen schlug jedoch schon nach einigen Jahren aus verschiedenen Gründen — Ankauf ungeeigneten Kulturlandes, scharfer Wettbewerb — fehl und wurde 1913 von einer englischen Gesellschaft übernommen. Die anfängliche Durchführung der Absicht der Gründer wurde aber durch den Krieg unterbunden und ist auch bis heute wegen unserer schwierigen Geldverhältnisse und des Risikos des Transportes unterblieben. Aus Gründen einer billigen und gesunden Volksernährung wäre es aber nach wie vor erwünscht, daß der Bananenkonsum in Deutschland möglichst gesteigert und daß diese Frucht ebenso wie in Amerika zum Nahrungsmittel aller Volkskreise werden möge.

Getreue Nachbarn

Humoreske von E. Sintenis-Fahrow

Fischer Wendt und Mutter Hacke wohnten nebeneinander in dem kleinen Dorf, das nicht weit vom Oderbruch lag. Sie konnten einander nicht ausstehen; schon als Kinder waren sie sich Spinnfeind gewesen. Warum das so war, dafür hätte kein Mensch im Dorf einen Grund angeben können. Die Eltern der beiden, die einträchtig nebeneinander gelebt, hatten sich genug geärgert über die jungen Kampfahne. Da es aber nie zu besonders schlimmen Auftritten kam, so zuckten die Leute im Dorf nur noch die Schultern darüber und kümmerten sich nicht mehr viel um die zwei Haderseelen, die in den abgelegenen Höfen verbittert hausten.

An August Wendts Garten floß ein Oderarm vorbei, nicht viel größer als ein Bach, aber es gab viele Fische darin. Schöne Hechte schwammen da, Barsche, Aale und Schleien; von der Fischerei konnte man schon leben, wenn man daneben noch ein paar Morgen Land besaß und einen Obstgarten, einige Schweine hielt, und was sonst so zum Leben eines schlichten Landmanns gehört.

Mutter Hacke stand kein Recht zum Fischen zu, was sie seit fünfzig Jahren wurmte; sie züchtete Gänse, die durften auf der Oder schwimmen, so viel und so lang sie wollten. Wegschwimmen konnten sie nicht, denn ein Stück flußabwärts war ein Wehr. Und Fische fraßen sie auch nicht, obwohl August Wendt dies steif und fest behauptete.

Weshalb sollten auch die Gänse Fische fressen, bekamen sie doch Gerste, Hafer und Grünes genug!

Es war nicht recht klar, wo Mutter Hacke immer die viele Gerste hernahm, denn sie baute nur Kartoffeln auf ihrem bißchen Land und allenfalls noch ein wenig Roggen. Fragte jemand, woher sie das Futter habe, so ant-

wortete sie: „Köpen kann ich wohl ebenso velle wie anner Lüt, ook wenn ich keen Handelsgauner bin.“ Handelsgauner sprach sie hochdeutsch aus, denn es sollte besonders verächtlich wirken, meinte sie damit doch den Nachbar, der mit seinen Fischen ein schönes Stück Geld verdiente.

Der lachte, wenn er so etwas hörte, und freute sich, daß die Alte sich ärgerte.

Nun war es wieder bald Herbst, und Frau Hackes Gänse waren prachtvoll herangewachsen, sie rundeten sich in schneeweißer Fülle. Wenn sie satt und ausruhend auf dem Gras des kleinen Obstgartens lagen und vor sich hin schnatterten, so stand Frau Hacke unter der Thür ihres Häuschens, strickte Winterstrümpfe und rechnete aus, was jedes Gänschen ihr einbringen mußte.

Das trieb sie jeden Tag, und es bot ihr ein abwechslungsreiches Vergnügen, denn die Preise wechselten.

Fischer Wendt besaß keine Blutsverwandten im Dorf oder sonstwo; denn ein nach Amerika ausgewandertes, sagenhafter Onkel hätte jetzt an die hundert Jahre alt sein müssen, wenn er noch lebte.

Mutter Hacke aber hatte einen Neffen, der studierte. Und dieser kam eines Tages vor dem rosa angestrichenen Häuschen an, sagte „Guten Tag, liebe Tante“ und blieb da.

Er war ein lustiger Bursch und legte weniger Wert auf Lernen und Examina als auf Essen und Trinken und sonstige niedere Genüsse dieser Welt.

Die Gänse stachen ihm in die Augen und auch Verschiedenes, das in der Räucherlampe hing. Er erzählte, daß er angegriffen sei vom vielen Studieren und müsse ein wenig ausruhen. Auch frische Fische liebte er, aber sein Verlangen danach war so leicht nicht zu befriedigen. Denn selber fischen durfte er nicht, und Fische kaufen, ja, dazu fehlten ihm die Moneten.

Der Studiosus Otto Hacke sann oft darüber nach, wie er zu solchen Leckerbissen kommen könnte. An Zeit dazu gebracht es ihm nicht, denn das einzige Amt, was ihm die Tante aufgezwungen hatte, weil es so gesund für die Nerven sei, war das Gänsehüten während einiger Nachmittagsstunden in dem stillen, friedlichen Grasgarten.

Nachbar Wendt beachtete den jungen Mann nicht, der da in Hemdsärmeln im Grase lag und die grünen Äpfel in der Luft anstarrte. Wendt fischte jetzt besonders gern, da die gutbezahlten Schleien so oft ins Netz gingen.

Otto rief ihn an: „Rauchen Sie, Herr Nachbar?“

Langsam, wie er alles tat, sagte Wendt: „Ne. Dat sehn Se ja woll, dat ick nich rooche.“

Otto schmunzelte und redete weiter: „Ich meinte, ob Sie überhaupt Raucher sind?“ Er blies den Rauch seiner guten Zigarre zum Wasser hinüber, stand auf und näherte sich dem Kahn am Ufer.

Da Wendt vorhin gesehen hatte, daß Mutter Hacke ins Dorf gegangen war und ihn nicht hören konnte, sagte er leicht hin: „Na, wo wer ick nich!“

Otto kam noch näher und blies noch ein bißchen mehr blauen Dunst in der Richtung nach dem Kahn.

„Darf ich Ihnen vielleicht eine Zigarre anbieten, Herr Wendt?“

Das war überraschend. Aber der Alte ließ sich nicht so leicht verblüffen und antwortete: „Lüttiti!“

„Ich wo!“ sagte Otto, „ich finde es bloß lüttiti, wenn zwei Leute, die sich nichts getan haben, bissig gegeneinander tun. Bitte, bedienen Sie sich.“

Fischer Wendt konnte dem Duft nicht länger widerstehen und nahm die Zigarre an. „Wenn Sie durchaus wollen!“ sagte er hochdeutsch.

Otto blieb neben dem Kahn stehen, erzählte von neuen

Reusenarten und Handnetzen und schilderte lebhaft den Lachsfang in Oregon, wo man mit einem Schöpflöffel sechs Lachse auf einmal erwischen könne.

Wendt fragte: „Oregon? Waren Sie mal da?“

„Nein, aber ich habe einen Freund drüben, der mir das alles schreibt. Ich esse nämlich Fische für mein Leben gern. Ist Ihnen Oregon näher bekannt?“

„Ne. Aber ein Dinkel von mir is da begraben.“

„'n bißchen weit weg. Aber schließlich ist's ja egal, wo man begraben liegt. Ja, Fische esse ich leidenschaftlich gern.“

Der Alte grinste ein wenig; dumm war er nicht. „Zwee Mark kost' et Pund.“

„Hm. Ja. Eigentlich nicht zu teuer. Unsere Gänse sind nicht so billig.“

„Wat?“ sagte Wendt. „Ihnen piekt et woll?“

Otto lächelte nur ein wenig und sagte: „Man könnte ja ein Tauschgeschäft machen. Sie haben keine Gänse und wir keine Fische. Wenn wir bis Weihnachten jede Woche einmal schöne Fische essen könnten, würden Sie dafür eine feine Martinsgans kriegen.“

„Mit der Hackeschen mache ich keine Geschäfte.“

„Sollen Sie ja gar nicht — aber mit mir doch?“

„Die Gänse gehören aber nicht Ihnen; oder . . .?“

„Die Fette da drüben, mit dem grauen Schwanz, die gehört mir.“

Woher Otto den Mut dazu nahm, das so leicht hin zu behaupten, wunderte ihn fast selber. Aber er zwinkerte dem Alten vertraulich zu, sprang zu ihm ins Boot und sagte: „Abgemacht, nicht wahr? Die Graue dort kriegen Sie, und ich bekomme jeden Freitag ein Gericht Schleien, Hechte oder Aale. Quappen nehm' ich aber nicht. Was wäre denn heute fällig?“

Sie redeten noch eine Weile hin und her, dann schlossen sie den Handel ab.

Vater Wendt hatte noch weitere drei Zigarren in der Tasche, und Otto zog mit herrlichen Fischen ab.

Als Mutter Hacke heimkam, stand ihr fast der Verstand still. Ihr Neffe hatte die Fische geschuppt und gewaschen und eine Bratpfanne bereitgestellt.

„Wo — wo hast du die her?“ stammelte sie.

„Geschenkt gekriegt, liebe Tante! Nicht einen Groschen haben sie mich gekostet. Dein Nachbar ist ein gutmütiger, nur ein bißchen brummiger Mensch. Er hat auch von dir nicht ein einziges böses Wort gesagt.“

„Wollt' ich ihm auch nicht geraten haben! Aber so 'n alter Filz! Daß der was verschenkt!“

„Nun, ich dachte mir, Tantchen, die nächsten Fische bezahlen wir ihm. Ich hüte dir so schön die Gänse, das ist doch zwei Mark die Woche wert, oder nicht?“

Sie fuhr ihn an, schimpfte vor sich hin, tat aber doch Butter in die Pfanne und briet die Fische.

Otto strahlte. Das war ein Glanzpunkt seiner Ferien.

Die feindlichen Nachbarn blieben sich weiter gram. Aber der Student genoß beider wachsende Huld und Vertrauen. Denn nie wiederholte er ein Wort, das er hüben oder drüben gehört.

Der Herbst kam ins Land. Die Gerste wurde teuer. Aber Frau Hacke kam wegen dem Gänsefutter nicht in Verlegenheit. In ihrer baufälligen Scheune mußten Hamstervorräte wohlversteckt irgendwo liegen.

Eines Tages redete Otto der Tante vor, er wolle einen weiten Spaziergang unternehmen, aber er versteckte sich zwischen dem Heu auf dem Scheunenboden und lauerte.

Und siehe da, Frau Hacke kam hereingeschlichen, leise, leise, und räumte ein paar Bretter weg, die ein großes

Loch in der Lehmmauer verbargen, und kroch hindurch in des Nachbarns Holzstall und fand von da Zugang zur Scheune und kehrte bald mit einem dicken Beutel voll Korn zurück.

Otto war erstaunt und doch empfand er dabei Genugthuung. Hatte er nicht neulich im Mondschein den biedern Vater Wendt auf den Obstbäumen der verhassten Lante Ernte halten sehen? Er hatte ihn nicht gestört; fand er doch seinen Spas an der Durchtriebenheit dieser dörflichen Gemüther.

„Na,“ dachte er, „da sie sich gegenseitig bemausen, kommt ja die Gerechtigkeit doch wieder zu Ehren.“

Der Martinstag kam heran. Viele Fischgerichte waren inzwischen im rosa Häuschen verzehrt worden, und die weiße Gans mit dem grauen Schwanz war dick und fett geworden. Nun war es Zeit zu handeln.

Eines Tages sagte Otto: „Lante, meinen Hütelohn hast du mir noch nicht gezahlt, aber umsonst ist der Tod.“

„Kieck eener an! Un det Fauder, dat du kricht hest?“

„Ja mit dem Futter, Lante, das ist so 'ne Geschichte. Sieh' mal, deine Gänse fütterst du doch auch, und niemand fragt viel danach. Wenn man aber ernstlich fragen wollte — wer weiß, was dabei herauskäme.“

Sie sah ihn unsicher von der Seite an. Was meinte er?

„Wenn Nachbar Wendt eines Tages das Loch in deiner Scheune entdeckte — das wäre doch recht peinlich, nicht wahr? — Na, erschrick nur nicht so, Lante, ich meine ja nur. Ich verrat's ihm ja nicht. Bin doch nicht umsonst von deinem Fleisch und Blut sozusagen. Aber zumauern will ich das Loch, bevor ich abreise. Alles, was recht ist. Ich will weiter nichts sagen.“

Mutter Hacke war so verblüfft, daß sie hilflos schwieg.

Der Neffe plauderte gemüthlich weiter: „Dann hab' ich

dir doch auch die vielen schönen Fische verschafft. Dafür schenkst du mir die weißgraue Gans. Und ich schenke sie Nachbar Wendt. Und der liefert dir dann weiter Fische bis an dein seliges Ende.“

Vom Sterben hörte Mutter Hacke nicht gern reden.

„Sei still! Du bist 'n ganz infamigten Jung'. Aber moak wat de wilt. Ik kümmer mi nich um dien Kram.“

Otto lachte, klopfte der Lante auf die Schulter und schlenderte hinunter zum Wasser.

Was er dort bei einer guten Zigarre mit Vater Wendt besprach, hat nie ein Mensch erfahren. Er muß ihm aber wegen des gemauften Obstes arg ins Gewissen geredet haben, denn zum Schluß schüttelten sie sich die Hände, und Otto kehrte mit einem Gesicht wie Salomo der Weise nach einem schönen Rechtspruch ins Haus zurück.

Am Martinstag kam die fette Gans in die Pfanne. In Fischer Wendts Küche stand Mutter Hacke und briet sie. Denn der Teufelsbursche, der Otto, hatte es zuwege gebracht, daß Fischer Wendt ihn und die Lante zu diesem Schmaus eingeladen hatten. Und damit sollte die alte Feindschaft begraben sein.

Nie hat einer von des andern Untaten etwas erfahren. Dazu war Otto Hacke ein viel zu feiner Diplomat.

Aber das Loch in der Scheune mauerte er doch zu, bevor er abreiste, denn, dachte er im stillen: „Sicher ist sicher!“

Geographisches Kammrätsel

A	A	A	D	D	E	E
E		F		I		
I		K		L		
L		R		S		
S		S		U		

Werden die in den Feldern des nebenstehenden Kammes befindlichen Buchstaben anders in diesen eingestellt, so ergeben sowohl der Rücken wie die drei Zähne bekannte geographische Eigennamen, und zwar 1. Stadt in der Rheinprovinz, 2. Stadt in Sachsen, 3. Stadt in Hessen-Nassau, 4. Stadt in Polen.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Eigenartiger Fischfang mit Drachen

Von K. v. Jezewski / Mit 3 Bildern

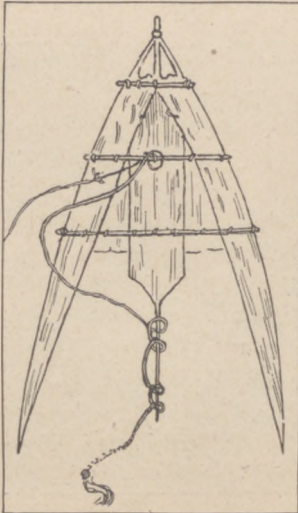
Der „Fischdrachen“, den man in Indonesien, Melanesien und Mikronesien angetroffen hat, ist wohl eines der merkwürdigsten Angelgeräte der Welt. Es ist ein Drachengebilde, an dessen Schweifende ein Köder hängt, der auf der Oberfläche des Meeres tänzeln muß. Steigen läßt man den Fischdrachen in der Regel vom Boote, vereinzelt auch vom Strande aus. Das Material, aus dem er hergestellt wird, ist getrockneter Blattstoff. Meist dient ein einziges, passendes Blatt zu diesem Zweck. In Mikronesien verwendet man dazu das tiefgezahnte Blatt des Brotfruchtbaumes. Die Hauptrippe bildet dann die Mittelrippe des Drachens, der durch aufgelegte, dünne Querrippen verstärkt zu werden pflegt. Auch in Melanesien ergibt gewöhnlich ein einziges Blatt den Drachen, auf den Admiralitätsinseln ein Bananenblatt.

Vor allem liefern die Palmen geschätztes Material. Meist spannt man die Blätter zur Verstärkung auf ein Gestell von dünnen Ruten. Auch durch Nähte sucht man die Fischdrachen oft zu versteifen. Drachen aus einem einzigen Blatt findet man auch in Indonesien. In verschiedenen Gegenden wird das Blatt des Schmaroßerfarns verwendet.

Es gibt aber auch Drachen, die aus mehreren Blättern oder aus zurechtgeschnittenen Blattstreifen zusammengenäht sind. Diese haben die verschiedensten Formen. Die lehrreiche Monographie Dr. Hans Plischkes: „Der Fischdrachen“ enthält mehrere Abbildungen, nach denen die hier gebrachten Zeichnungen Seite 153 gefertigt sind.

Der Köder, der am Schwanzende des Fischdrachens hängt, ist meist der Eigenart der zu erlangenden Beute angepaßt. Nie wird mit Hilfe des Drachens einer anderen

Fischart nachgestellt als dem Hornhecht. Die Kiefer dieses Raubfisches sind lang und schnabelartig. Außer den weit voneinander entfernten, längeren, kegelförmig zugespitzten Zähnen haben sie allerlei Rauigkeiten. Der Hornhecht, der die Gewohnheit hat, unter der Oberfläche des Wassers leicht



Zusammengesetzter Fischdrachen
von den Salomoninseln.

Nach Dr. F. Pflücker: Der Fischdrachen.
Verlag R. Voigtländer,
Leipzig.



Fischdrachen von den Bantainseln, aus einem länglichen Blatt hergestellt, das durch Näfte versteift ist.

Nach Dr. F. Pflücker.

hinzustreichen, pflegt mit seinen langen Kiefern kleine Fische zu ergreifen, wie dies ein Vogel mit dem Schnabel tun würde. — Als Köder verwenden die Eingeborenen mancherorts ein Fischchen — seltener ein Krebschen —, das in einer Schlinge steckt, die so geknüpft ist, daß sie sich zusammenzieht. Schnappt der Fisch zu, so verfährt sein lückenreicher Kiefer sich fest in der Schlinge.

Bei der Drachenfischerei wird jedoch meistens der Spinnwebköder verwendet. Das erotische Spinnweb, das dazu genommen wird, ist widerstandsfähiger als die Fäden der uns bekannten Netzgewebe. Aus dem starken und festen Gewebe stellt man ovale Schlingen oder Bün-



Fischfang mit Drachen im Indische Meer. Nach einem Gemälde von C. Arriens.

del her, in denen sich die Zähne des Hornhechtes leicht verfangen. Bei geschickter Benutzung ist ein solcher Köder öfter zu brauchen. Das Spinnweb wird sorgfältig gesammelt und mancherorts auf besondere Gestelle gewickelt. Auf der Insel Dobu setzt man die Spinnen in ein Bambusstück oder in ein langes Rohr und läßt sie darin ihre ungefähr zwölf Zentimeter breiten und einhalb Meter langen Gespinste absetzen.

Gehandelt wird der Fischdrache in den verschiedenen Gegenden auf mancherlei Weise. Gewöhnlich sitzen zwei

Männer im Boot; der eine paddelt gegen den Wind, der andere läßt den Drachen, der hinter dem Fahrzeug her schwebt, steigen. Die Steigschnur — auf manchen Inseln ist sie bis zu vierhundert Meter lang — wird entweder mit der Hand oder den Zähnen festgehalten oder auch ans Boot gebunden. Für bestimmte Gegenden ist es bezeichnend, daß die Steigschnur erst über die Spitze einer Stange geleitet wird, die am Kanu befestigt ist. Auf der Insel Tobi, südwestlich von den Palauinseln, steht der Angler am Strande und hält die Stange in der Hand. Wenn der Köder genau auf der Wasseroberfläche tänzelt, hat der Drache die richtige Höhe erreicht. Sobald der Fisch den Köder angenommen hat, was man an dem unruhig werdenden Schweben des Drachens merkt, wird das schwankende Gebilde eingezogen. Große Beute ist übrigens nicht mit dieser Fangmethode zu erzielen. In einem halben Tag wird oft nur ein Fisch gefangen. Dafür soll dies aber auch die einzige Art und Weise sein, auf die man den Hornhecht erbeuten kann, da er angeblich zu scheu ist, um in die Nähe der Fischer zu kommen.

Reisende, die den Fischdrachen zum erstenmal sahen, hielten ihn für einen Seevogel, begreiflich, da er — wie auf den Salomonen — wie ein fliegender Vogel gestaltet ist. Ein anderer Irrtum widerfuhr dem Forscher Parkinson, als er einen Fischdrachen sah. Wie er in seinem Werke „Dreißig Jahre in der Südsee“ berichtet, hielt er das ihm noch unbekannte Angelgerät für einen Kopfpuß der Insulaner, denn als praktische Naturkinder trugen diese den Drachen im Haar. Außer großen Drachen — die umfangreichsten sind ungefähr achtzig Zentimeter hoch — gibt es auch kleine. Die zierlichsten sind annähernd zwölf Zentimeter lang.

Der Puztisch

Von Ola Ulfen / Mit 4 Bildern

Zu allen Zeiten, aus denen uns schriftliche Zeugnisse des Kulturlebens überliefert sind, ist über die Torheiten der Mode und übertriebene Puzsucht geklagt worden. Wohlbemerkt, Torheiten und Übertreibungen wurden verspottet und gegeißelt. Keinem Vernünftigen aber ist es jemals eingefallen, zu fordern, daß man sich nicht gefällig kleiden, schmücken und puzen soll. Viel eher kann man noch über „äffische Puzsucht“ hinwegsehen, als zu ertragen ist, wenn jemand sein Äußeres vernachlässigt und „nichts darauf gibt“, wie er aussieht. Ja, viel abstoßender als auffällige Puzsucht wirkt bei Männern und noch mehr bei Frauen offenbare Nichtachtung ihrer Erscheinung. Allein schon lässig behandelte Haare können ein von Natur aus hübsches Antlitz abstoßend erscheinen lassen, kommen dazu aber noch gar un gepflegte Hände, so fühlt man sich geradezu verletzt ob solch unerfreulichem Anblick. Sich in richtigen Grenzen bewegen können, ist in der Schönheitspflege das oberste Gesetz. Hier zeigt sich wahrer Takt und Geschmack. Wer diese Grenzen zu berücksichtigen versteht, wird höchstens Sonderlingen Anlaß zu Kritteleien geben, und darauf braucht man nicht zu hören.

Wollte man über die in gewissem Sinne fast gleichartigen und doch so vielfältigen Hilfsmittel plaudern, die sich seit Jahrtausenden auf den Puztischen der Frauen fanden, könnte man leicht einen stattlichen Band damit füllen. Statt dessen soll nur einiges zu unsern Bildern geschrieben werden. Im Laufe der Zeiten wechselte mit den Kleidermoden auch die Behandlung der Haare. Wenige besaßen von Natur gewellte Haare oder gar Locken. Auf unserem ersten Bilde sitzt eine junge Frau

vor ihrem Puktisch, damit beschäftigt, ihre Haare zu brennen. Seit die große Halskrause und der hochstehende Spizentragen nicht mehr beliebt waren, kamen hängende Locken in Mode, die dichtgekraust den Kopf umgaben.



Abb. 1. Dame am Puktisch, die Haare brennend.

Nach einem Kupferstich von Wosse aus dem Jahre 1640.

Auf dem Puktisch steht ein Kupferbecken mit glühenden Holzkohlenstückchen, worin das Brenneisen erhitzt wurde. Neben dem doppelzahnigen Kamm liegt ein Puderpinsel. Der verhältnismäßig kleine Spiegel ruht auf einem gedrechselten Gestell, das erlaubt, die Winkelstellung des Spiegels leicht zu verändern. Ein kleines Fläschchen mit feinem Öl fehlt nicht und ein Kästchen

birgt wohl noch allerlei Schmuck außer dem Perlenhalsband, das auf der Decke liegt. Auf dem nachstehenden Bild sieht man den Einfluß der beginnenden pom-



Abb. 2. Putztisch vom Jahre 1690. Nach einem Stich von Bonnart.

pösen Zeit gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Die Taille reicht so weit als möglich hinab, kleine Locken umgeben den Kopf krantzartig. Die kunstvolle Anordnung aus Spitzen, Tüllstoffen, Bändern, die, auf der Frisur prangend, lang über den Rücken herabhangen,

forderte geschickte Hände. Die Ausgestaltung des mit Seidenbrokat drapierten Pukstisches wurde reicher, die Puderboxen, Gläschen und Büchsen mit Pomaden und



Abb. 3. Pukstisch vom Jahre 1700. Nach einem Stich von Bonnard.

Essenzen einer raffinierten Toilettenkunst, waren edle Erzeugnisse eines hochstehenden Kunsthandwerks. Die junge Dame auf dem obigen Stich Bonnarts knüpft eben eine breite seidene Schleife vor der Brust. Auf dem Pukstisch

liegen kleine schwarze Schönheitspflästerchen, die damals auf verschiedene Stellen des Gesichtes geklebt wurden, eine Mode, die wohl nicht mehr aufgenommen wer-



Abb. 4. Pustifisch von 1778. Nach einem Stich von Sigmund Freudenberg.

den dürfte. Die lange Schleppe des spitzenübersäten Kleides hängt über der Stuhllehne (Abb. 3).

Man wird es kaum glaublich finden, daß die Frauen früherer Zeiten viele Salben, Pomaden, Seifen und Schönheitsmittel selber zubereiteten. Es gab viele Rezepte, die innerhalb gewisser Familien sorgfältig geheim gehalten wurden. Gehörte es doch einst auch zu den Auf-

gaben der Frauen, allerlei Arzneimittel und Pflaster herzustellen. Nicht selten kam es seit dem siebzehnten Jahrhundert vor, daß man für den Puztisch unentbehrliche Hilfsmittel in den Apotheken feilbot, die zuerst von Frauen erdacht und erprobt, den Apothekern gegen Umsatzgewinnanteile übergeben wurden. Erst in neuerer Zeit entstand dann eine Schönheitsmittelindustrie, die sich immer mehr zu Großbetrieben entfaltete. Einzelne Firmen gelangten durch ihre Erzeugnisse zu Weltruf.

Mit dem achtzehnten Jahrhundert begann die Blütezeit des Puztisches. Seide und Spitzen, von hübschen Bändern durchflochten, umgaben den immer größer werdenden Spiegel und bildeten Baldachine darüber. Damals empfing man bei der Toilette am Puztisch, las und plauderte. Auch während der Kaiserzeit, dem „Empire“, blieb der Puztisch ein bevorzugtes Stück des Mobiliars einer Dame, und erst in der „armen Wiedermeierzeit“ wurde er wieder zum bescheidenen, schlichten Gestell, auf dem ein kleiner Spiegel stand, den die verschiedenen Toilettenmittel umgaben. Seitdem hat sich das Aussehen des Puztisches mit allen Stilwandlungen der Jahrzehnte verändert, aber immer noch ist er, wenn auch in der einfachsten Form, unentbehrlich und wird es wohl auch ferner bleiben. Denn selbst der heftig gegen alle Modetorheiten eifernde Ernst Moritz Arndt schrieb 1814: „Mode wird und muß immer neben Sitte sein; aber die Mode soll von der Sitte beherrscht werden; schlimm ist es, wenn die Mode über die Sitte gestellt wird.“ Wie gesagt: Sich innerhalb der richtigen Grenzen bewegen, ist der wahre Gradmesser für Geschmack und Takt in allem, was der Mode unterworfen ist.

Das Hufeisen

Von Hedwig Lohß

Es war in der Zeit, in der es am schönsten ist. Die Weilchen lagen wie kleine, blaue, duftende Rissen unter den alten Bäumen an der Landstraße, die Wiesen waren voller Schlüsselblumen, das Wiesenschaumkraut reckte und streckte sich, bis es über das glänzende, junge Gras heraussehen konnte, an den Apfelbäumen sprangen schon, wie lauter rote Rosenknospen, die Blüten auf, und in den Vogelnestern zwischerte die erste junge Brut.

Auf der Landstraße waren diesen Morgen schon vielerlei Leute gegangen — zum Städtchen herein und zum Städtchen hinaus. Es war auch einmal ein Reiter herausgesprengt, im Galopp. Sein Pferd hatte gewiehert, hatte geschraubt und den Kopf geschüttelt, daß sein Zaumzeug klirrte, und es hatte nach dem holperigen Stadtpflaster auf der weichen Straße im hellen Übermut die Füße geworfen, daß man die blanken Hufeisen blitzen sah. Und unter dem Apfelbaum, der seine Zweige weit über die Straße breitete, da hatte es eines dieser Hufeisen, das nicht ganz fest saß, verloren. Da lag es nun, mitten auf dem Weg, und funkelte in der Sonne.

Es gingen mancherlei Leute daran vorbei und keiner beachtete es. So um die Mittagszeit, da kam die Margret von der Wiese. Sie hatte eine blaue Schürze umgebunden und hielt sie mit der einen Hand an den Zipfeln zusammen. Jungen, zarten Klee trug sie darin für die kleinen Geißlein. Und in der andern Hand schwenkte sie die Sichel. Vorn, am roten, weißgestreiften Leibchen steckte ein Strauß Schlüsselblumen.

Die Margret hatte dicke, braune Zöpfe und blaue Augen. Und die sahen alles: sie sahen die roten Knospen am Apfelbaum, das Vogelnest im wilden Rosenbusch

am Begrabd und — ja, das Hufeisen sahen sie auch. Sie bückte sich, hob es auf und schob es in die Schürze zwischen den Klee.

„'s bringt Glück, ein Hufeisen — sagt die Muhme!“
Gleich im ersten Haus war Margret daheim.

An langem, eisernem Arm schaukelte ein grünlackierter Kranz — der Wirt zum Grünen Kranz war Margrets Vater und sie war sein einziges Kind.

Vor dem Haus, links von der Thür, stand eine kleine Laube, umrankt von Geißblatt und wildem Wein. Margret schlüpfte unter den herabhängenden Ranken, die zarte, junge Blätter trugen, durch, in die Laube hinein. Da war ein runder Tisch und eine grüne Bank, die rings herum lief. Sie legte die Sichel auf den Tisch und ohne die Schürze loszulassen, suchte sie, sich auf den Zehen reckend, mit der freien Hand nach einem Nagel im Lattengerüst des Laubeneingangs. Richtig! Da war einer! So! Da konnte es hängen, das Hufeisen. Und Glück bringen.

Dann bekamen die Geißlein, die kleinen, lustigen Dinger, ihr Morgenmahl. Sie rupften und zupften an dem frischen Klee, meckerten, stießen sich und guckten mit schiefem Kopf aus lustigen Augen nach Margret.

Am Mittag nach dem Essen, als der Vater im lederbezogenen Großvaterstuhl schlief, trat Margret aus der Haustür. Sie trug einen Korb mit Flickwäsche und setzte sich in die Laube. Sie kramte aus: da waren des Vaters zerrissene Socken. Ach waren das Löcher! Und da ihre eigenen, weißen, rotbezwickelten Strümpfe. Den Knäuel mit Stopfgarn, den Fingerhut und die Schere legte sie alles zurecht, ließ in versonnenem Spiel die Schere auf- und zuklappen und den Fingerhut auf der Spitze des kleinen Fingers tanzen, summtte vor sich hin, lehnte sich zurück und sah sinnend zu dem Hufeisen hinauf, das im

Gewirr der jungen Geißblattblätter kaum sichtbar über ihr hing.

„Wenn's der Vater wüßte — er würde mich auslachen. Aber ich glaub' dran! Will dran glauben! Glück bringt's mir! Ganz sicher! Von dorthier, wo ich's fand, muß es kommen, das Glück! Wie, laß sehen, sieht man die Stelle von hier aus?“

Sie schob die grünen Ranken zurück, die das kleine Fenster der Laube verdeckten, kniete mit einem Bein auf die Bank und sah die Straße entlang.

Richtig, man sah ihn, den Apfelbaum, unter dem das Hufeisen gelegen. Sie kannte ihn gut, Frühäpfel trug er, jedes Jahr so um Jakobi herum. Er stand auf des Hasenschreiners Acker.

Der Hasenschreiner war ihr Freund; von Kind an schon. Manches Schürzlein voll Apfel hatte sie unter dem Baum dort aufklauben dürfen.

Und nun hatte sie gar ein Hufeisen darunter gefunden.

Wie ihr Glück wohl aussah? — Was es wohl war?

Ein Sack voll Geld?

Ein junger Hund —? Ach ja, das wünschte sie sich lange schon.

Da kam jemand die Straße entlang. Ei schau! Grad unter dem Apfelbaum blieb er stehen — bückte sich, hob etwas auf, hielt es in der Hand, vorsichtig und sacht, das sah man bis hierher. Was war es wohl? Auch ein Hufeisen? —

Da mußte sie doch gut aufpassen, wenn er vorüberkam.

Neugierig sah sie ihm entgegen. Das war wohl gar ein Handwerksbursch? Schlank war er gewachsen und ging kerzengerade. Jetzt ging er am Haus vorbei und sah auf das Ding in seiner Hand herunter. Aber sie konnte beim besten Willen nicht entdecken, was es war.

Und die Neugier plagte gar zu arg. Was hatte der aufgehoben unter dem Glücksbaum? Wenn sie's nur wüßte!

„Bst! Ihr! Ihr dort drüben!“

Der Bursch blieb stehen, hob den Kopf, suchte, woher die Stimme kam, sah den Mädchenkopf im Blättergerank, nickte lachend und trat ein wenig näher.

„Was habt Ihr denn da in der Hand?“

Ei, Margret, vergißt du die guten Lehren der Muhme, die dich erzogen hat? Viel zu früh hat deine Mutter die Augen zugemacht. Nun sollte sie da sein, wenn du solche Geschichten machst. Handwerksburschen ansprichtst. —

Der Handwerksbursch stand an der Laubenwand. Sein Knotenstock lehnte im grünen Gerank. Was zeigte er nun der Margret?

„Seht, Jüngferlein, den hab' ich grad' gefunden! Im Straßenstaub saß er, der arme Kerl. Da hob ich ihn auf und nahm ihn mit, daß ihn keine Katze fängt und frißt. Wär' schad' um ihn!“

Ein Vöglein, ein kleines, junges, halbflüggeltes Ding saß ängstlich aufgeplustert in seiner hohlen Hand.

„O du goldiger, kleiner Kerl!“ Margrets Finger strichen sacht über des Vögelchens Rücken, es duckte sich erst, dann, mit lautem, kräftigem Schrei sperrte es den gelbumrandeten Schnabel auf.

„Er hat Hunger. Ei, Kerlchen, was mach' ich mit dir? Meine Wegzehrung, Schwarzbrot und Speck, die bekommt dir wohl nicht?“

„Gebt ihn mir!“ sprach schüchtern die Margret und sah zum erstenmal von dem Vogel auf, dem Burschen ins Gesicht. Und da sah sie: er war nicht bloß schlank und gerade, er hatte auch fröhliche braune Augen, ein kleines Bärtlein über frischen, roten Lippen, und eine blonde Locke drängte sich unter der Kappe hervor.

„Wenn die Jungfer ihn haben will! Gern! Aber — was krieg ich dafür?“

„Ein Teller voll Suppe ist schon noch da. Und ein Glas Most dazu. Mögt Ihr? — Staubig sind Eure Schuhe, — Ihr kommt wohl heut schon weither?“ Schüchtern sagte es die Margret und griff nach dem Vogel.

Der Bursch saß in der Laube.

Ah! Lat die Kühle und die grüne Dämmerung gut nach der Sonne draußen. Und Speis' und Trank dazu, die ihm so unvermutet gekommen waren.

Und das Böglein? —

Das saß in Margrets Nähkorb und ließ sich willig füttern. Es schluckte und sperrte den Schnabel weit auf und schlug bettelnd mit den kleinen Flügeln.

„Das wird ein Rotkehlchen!“ sagte Margret. „Die singen so schön. Und werden leicht zahm. Wenn ich nur einen Käfig hätt' — sonst fliegt's mir davon, wenn ihm Flügel gewachsen sind.“

„Da könnt' ich helfen!“ sagte der Bursch und legte den Löffel zurück in den leeren Teller. „Ich bin ein Schreiner-gesell. Und so einen Vogelkäfig brächt' ich wohl zuwege. Sagt, ist kein Schreiner hier, der einen Gesellen nähme?“

„Wenn Ihr zum Hasenschreiner ginet — jedes Kind im Städtlein drin zeigt Euch den Weg — und ihm sagtet, die Margret aus dem Grünen Kranz schicke Euch — der nähm' Euch dann sicher!“

Margret, was schlägt dir das Herz so und warum steigt dir das Blut ins Gesicht?

Und du, junger Bursch, warum glänzen dir die Augen, warum wanderst du nicht weiter? Warum willst du hier im Städtlein bleiben — und hast doch, keine halbe Stunde ist's her, als du auf seine Mauern zumarschiertest, vor

dich hingefagt, keine zehn Gäule hielten dich in so einem kleinen Nest?

Der Tag war vergangen. Der Hasenschreiner, das komische, alte, verhuzelte Männlein hatte den Gesellen eingestellt.

No ja, — wenn die Margret ihn schickte, mußte er ihn wohl nehmen.

Er hatte die Brille auf die Nase geschoben und den Jungen gemustert: „Wenn Er schafft, wie Er aussieht! — Wollen mal sehen!“

Die Margret hatte wacker gewirtschaftet in Haus, Stall und Küche. Hatte daneben droben in ihrem Stüblein, wo weiße Gardinen wehten und Blumenstöcke auf dem Fensterbrett standen, fleißig den Vogel gefüttert, den kleinen Nimmersatt, der gar so oft schreiend den Schnabel aufsperrte. Sie hatte ihm aus Wollresten ein weiches Nest im Nähkorb gemacht und ein dünnes Lüchlein darübergedeckt, daß er nicht heraushüpfen konnte.

Nun hatte sie dem Vater Gutenacht gesagt, stand vor dem kleinen Spiegel und machte sich die Zöpfe los. Dann trat sie nochmal ans Fenster und sah die Straße entlang.

Dort, unterm Apfelbaum — ja, nun war's gekommen, das Glück. Ein kleines, ganz winziges, weiches, warmes Glück, ein junges, hilfsbedürftiges Vöglein nur! Aber es stimmte die Margret sonderbar froh und glücklich, wenn sie es fütterte und sachte liebte. Es war fast wie ein Kindlein, ein winzig, winzig kleines, das einem eigen gehört, und das man hätscheln und umsorgen darf. Die Margret wurde dunkelrot, als sie das dachte, und schämte sich, aber lieb war der Gedanke doch. Seltsam weich war ihr ums Herz.

Das Böglein schlief schon. Und bald schlief Margret auch, und träumte von Apfelblust und grünen Wiesen, von zwitschernden Rotkehlchen und — ja, von lustigen, braunen Augen auch.

Und der Mond und alle Sterne sahen zu ihr herein, und das Bögelchen piepte leise im Schlaf.

Das Rotkehlchen wuchs. Aus dem weichen, wolligen Flaum, der zuerst den kleinen Körper umhüllt hatte, wurden glatte, glänzende Federn, und die Flügel wurden kräftig und stark. Es saß in einem feinen Häuschen. Aber wenn der Schreinerfrisch, der das Häuslein gemacht hatte, am Feierabend im Grünen Kranz einkehrte, dann durfte der „Hansel“ heraus.

Er saß der Margret auf der Schulter und pickte sie ins Ohr. Und er ließ sich vom Frisch fangen und fürchtete sich kein bißchen.

Und einmal, als grad niemand in der Gaststube und der Vater im Keller war, da hüpfte das Böglein immerzu von Margrets Hand auf die des Gefellen, immerzu, immerzu, solange bis — ja, bis sich die beiden Hände, der geheimen Aufforderung folgend, gefunden hatten, und des Mädchens Kopf an des Burschen Schulter lag.

Dann flog das Rotkehlchen mit einem frohen Zwitscherlaut in sein Häuslein zurück.

Die Leute im Städtchen wunderten sich über allerlei. Erst über den Hasenschreiner. Seit Jahren hatte der keinen Gefellen mehr gehabt.

„Lieber nehm' ich bloß die Hälfte Arbeit an, als daß ich mich über so einen Windhund ärgere!“ sagte er immer.

Und nun? Jetzt hatte er gar einen Zugewanderten genommen.

„St halt kein Windhund, der Fritz!“ sagte er.

Und dann wunderten sich die Leute noch mehr. Es ging die Rede, der zugewanderte Geselle mache sein Meisterstück und der Hafenschreiner wolle ihm sein Geschäft samt dem Häuslein mit dem Zwetschgenbaum davor verschreiben.

Aber am allermeisten wunderten sie sich über das Margretlein draußen im Grünen Kranz. War so ein blödes, dummes Ding bis jetzt gewesen, steif und wortkarg. Und hatte mit keinem der jungen Burschen des Städtchens das kleinste, armseligste Wörtlein zu reden gewußt. Und nun lachte und sang es den ganzen Tag, hatte glänzende Augen und Backen, so rot wie ein Apfel im Herbst.

Das Wundern nahm kein Ende. Und die Klatschbasen hatten zu reden: „Denkt euch — die Margret und der Schreinerfritz . . .!“

„Nein, so was, daß die Margret einen Auswärtigen nimmt!“ sagten die jungen Burschen.

„Und daß der Grüne-Kranz-Wirt seine Margret, seinen Augapfel, einem Hergewanderten gibt!“ sagten die Mädchen recht verächtlich und oben runter — und hätte doch gleich jede gern den hergewanderten Schreinerfritz genommen.

Aber als die Margret und der Fritz zur Hochzeit baten, da fehlte keines, und alle, die Mädchen so gut wie die Burschen, tanzten bis der Morgen zu dämmern anfang.

Fritz,“ hatte die Margret gesagt, „das Rotkehlchen muß mit in unser Haus. Und das Hufeisen erst recht. Das hat mir doch mein Glück gebracht. Hätt' ich's damals nicht gefunden, dann hätt' ich nicht die Straße entlang geschaut und hätt' dich nicht vorbeikommen sehen, du wärst weitergegangen, und wir wären unser Lebtag nicht zusammen gekommen!“

„Ei Närrlein,“ lachte der Frit, „und wenn dir damals unterm Apfelbaum eine schwarze Katz üben Weg gesprungen wär, was dann? — Dann hättest am End nach deinem Unglück ausgeschaut und hättest gemeint, ich sei der schwarze Mann, und wärst aus lauter Schrecken ins Haus gelaufen.“

„Mein du, die schwarze Katz, die hätt' mir nicht bang gemacht. Ich glaub' an keine bösen Zeichen, ich glaub' bloß an die guten.“

Sie nahm das Hufeisen aus der Geißblattlaube vom Grünen Kranz mit in das Schreinerhaus und hing es über die Türe, dicht neben den Käfig vom Rotkehlchen.

Ein Jahr lang hing es da droben und nur Gutes, Frohes und Helles durfte ins blißblanke Zimmer der jungen Meisterin.

Und dann kam ein Tag, wo in der Stube eine Wiege stand, mit Rosenkränzen bemalt, in denen Vögel mit roten Brustfedern saßen. Schön hatte er sie gemacht, der Frit, der Hauptkerl! Und in der Wiege lag ein kleines Büblein, hielt die winzigen Fäustlein an die Backen gedrückt und schlief ins Leben hinein.

Da nahm der Schreinerfrit das Hufeisen von der Wand und band es oben ans Kopfende der Wiege. Die Margret, die zum erstenmal wieder im Lehnstuhl am Fenster saß, sah ihm lächelnd zu, das Rotkehlchen sang, und die kleine Stube war voller Sonnenschein.

Auf der Alligatorenfarm

Von Karl Melius / Mit 5 Bildern

Ziel Merkwürdiges haben wir Mitteleuropäer wohl schon aus dem Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten“, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, vernommen und sind über manche Sonderart dieses Landes aufgeklärt worden; doch daß es neben den gewöhnlichen Farmen mit ihrem landwirtschaftlichen Betrieb auch noch Hühnerfarmen, ja selbst Klapperschlangen- und Alligatorfarmen gibt, die sich lediglich mit der Vermehrung und Aufzucht dieser Tiere befassen, wird wohl nicht jedermann bekannt sein.

Der Alligator, das kleinste Krokodil, der etwa vier-einhalb Meter Länge erreicht, kommt in den tropischen und subtropischen Gewässern Amerikas außer im Mississippi in allen fließenden und stehenden Gewässern und auch in Sümpfen Nordamerikas vom fünf- und dreißigsten Grad nördlicher Breite an vor. Diese Tiere werden hauptsächlich ihrer Haut wegen gefangen und gezüchtet, die in den Handel kommt und zu allerlei Leder-luxuswaren verarbeitet wird; aber auch seine Zähne verwendet man als guten Ersatz für das mehr und mehr vom Markt verschwindende Elfenbein und benutzt sie zur Herstellung zierlicher Schmuckgegenstände.

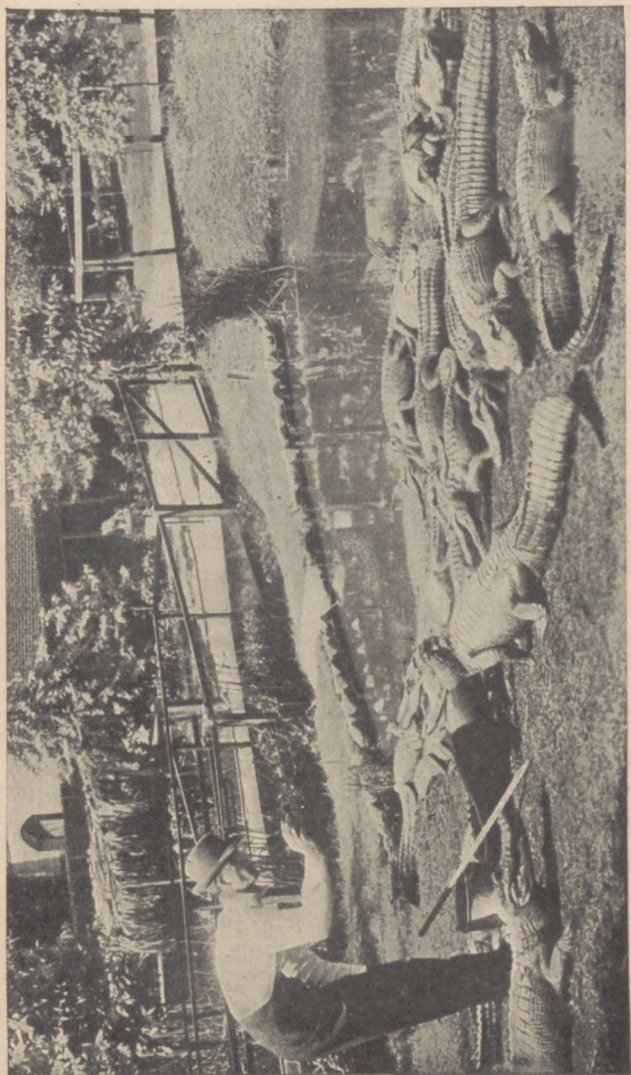
Im Naturzustande machen diese Tiere Jagd auf ihre Beute, die meist aus Fischen besteht. Gelegentlich stellen sie anderen Wassertieren nach oder gehen Weidetiere an, die zur Tränke das Wasser auffuchen. Besonders gefährlich sind diese mittelgroßen Arten aber nicht. Viehhirten, die ihre Herden ins Wasser treiben, gehen selbst mit hinein und nehmen meist nur einen dicken Prügel zur Abwehr mit. Kommt einer der Alligatoren herangeschwommen, schlägt ihn der Hirte auf den Kopf, was den Angreifer

zum Ausreißen veranlaßt. Außer den Zähnen ist der Schwanz die Hauptwaffe dieser Tiere, mit dem sie aller-



Nächtliche Jagd auf einen Alligator, der mit der Blendlaterne angelockt wurde.

dings heftige Schläge austeilen können, die unter Umständen hinreichen, einen Menschen zu töten.



Fütterung der jungen Alligatoren.

Die amerikanischen Neger fangen kleinere Alligatoren in Netzen, wobei sie meist mehrere erwischen; sie werfen ihnen aber auch Schlingen über den Kopf und ziehen sie an der Leine aus dem Wasser. Die erbeuteten Tiere werden am Land mit Arten erschlagen. Da eine Alligatorhaut ziemlich wertvoll ist — das Fett der Tiere wird als



Aus dem Ei kriechender
Alligator.

Schmieröl verwendet —, betrieb man die Jagd so eifrig, daß die Tiere in den letzten Jahren immer weniger wurden. Früher war jeder Tümpel von ihnen angefüllt. Nun hat man in Amerika Alligatorenfarmen angelegt, und zwar vornehmlich in den Gebieten von Florida, Kalifornien und Louisiana, weil das Klima dieser Gegenden den Tieren am besten zusagt.

Um größere dieser gefräßigen Ungeheuer zu erlegen, müssen die Jäger bei Tage die Schlupfwinkel und Höhlen der Alligatoren auffuchen. Sobald ein Tier aufgespürt ist, wird der Alligator mit einer langen Stange solange gereizt, bis er sich so fest darin verbissen hat, daß ihn der Jäger daran aus dem Versteck ziehen und ihn mit starken Stricken fest umschnüren kann. Ist dies geschehen, so wird dem Alligator eine Drahtschlinge um das Maul gelegt und die im Rachen steckende Stange kurz vor der Schnauze abgesägt. Daß diese Arbeit nicht ganz ungefährlich ist, ist begreiflich, da ein Schlag, den das ge-

Um größere dieser gefräßigen Ungeheuer zu erlegen,

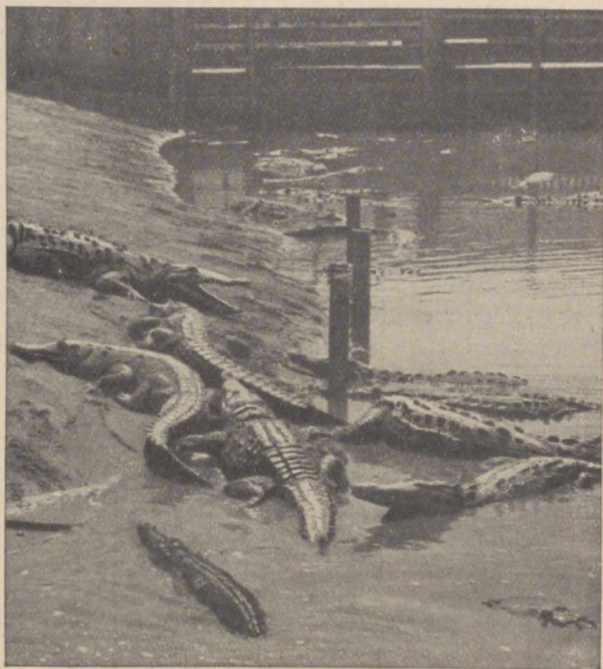
reizte Tier mit dem Schwanz aussteilt, den Jäger betäubt niederstrecken kann.

Legt man weniger Wert auf lebend gefangene, für die Zucht bestimmte Tiere, und will man nur die Häute erbeuten, so wird die Jagd bei Nacht mit Blendlaternen betrieben. Wie andere Tiere, kann man auch diese große Echse in der Dunkelheit durch starke Beleuchtung anlocken. Ist die Beute aufgespürt, so pirscht sich der Jäger bis auf einige Meter an den Alligator heran und sucht ihn mit einem Kopfschuß zu erlegen. Am sichersten zielt man nach dem Auge. Damit das Tier im Wasser nicht versinken kann, wird es mit einem Enterhaken in das Boot gezogen. Oft werden auf diese Weise in einer Nacht fünfund-



Die Alligatoren auf der Rutschbahn.

zwanzig bis dreißig Alligatoren erlegt, wobei kleinere mit den Händen ergriffen und lebend nach der Farm gebracht werden. Dort bringt man sie der Größe nach in verschie-



Eine Alligatorenzuchtanstalt in Palm Beach (Florida).

denen Gehegen unter, da sonst die Gefahr besteht, daß die gefräßigen größeren Tiere die kleineren anfallen.

In der freien Natur überwintert der Alligator, indem er sich in den Schlamm wühlt und darin bis zum Eintreten des milden Frühlingwetters bleibt. Im warmen Klima Südkaliforniens sonnen sie sich auch während

des Winters. In der Brunftzeit sind die Männchen so streitsüchtig, daß sie oft wütend aufeinander losfahren und sich gegenseitig schwer verletzen. In den Farmen schützt man sich vor größerem Schaden, indem man den bössartigsten Tieren einen Maulkorb umbindet. Die Weibchen legen achtzig bis neunzig Eier, die sie im Sand verscharren und bewachen. Die auf der Farm befindlichen Brutplätze sind so gewählt, daß die Tiere ihre Eier gut legen können. Auf der Farm werden die Eier nach dem Legegeschäft in Brutapparaten ausgebrütet. Die Nachfrage nach jungen Alligatoren ist besonders von seiten der amerikanischen Vergnügungsreisenden außerordentlich groß, daher wird dieser Teil der Zucht besonders ausgedehnt. Besonderer Pflege bedürfen die Tiere nicht, da sie gegen Krankheiten unempfindlich zu sein scheinen. Der Prozentsatz der nicht ausgebrüteten Eier ist gering. Die Alligatoren werden meist mit Fleischabfällen, die von großen Schlachthäusern bezogen werden, gefüttert, doch erhalten die Tiere auch ab und zu Leckerbissen, wie Fische, Tauben, Enten und andere Vögel.

Da der Besuch von Krokodilfarmen bei Vergnügungsreisenden beliebt ist, haben die geschäftstüchtigen Amerikaner auf jeder Farm einen Verkaufsraum eingerichtet, in dem alles Erdenkliche ausgestellt ist, was aus Alligatorhaut gefertigt wird. Neben schön gegerbten Häuten und Taschen gibt es aus Alligatorzähnen hergestellte Armbänder, Broschen, Hutnadeln, ferner Uhrketten, Anhänger und Uhrgehänge, die aus den Krallen der Tiere gemacht werden. Ein Teil der ausgewachsenen Tiere wird an zoologische Gärten und Menagerien in alle Teile der Welt verschickt, und auch dieser Handel bringt den Farmbesitzern nicht unbeträchtliche Summen ein.

Die Zubereitung pflanzlicher Nahrungsmittel

Von Professor Dr. Heinrich Kraft

Bei den pflanzlichen Nahrungsmitteln, die wir in rohem Zustand, mit oder ohne Zutaten, genießen, fragen wir uns mit Recht, woher sie stammen, durch wie viele Hände sie gegangen sein, welche Umladungen und Umlagerungen sie erfahren haben mögen, bis sie in unsere Küche kommen. Frisch aus dem eigenen Garten, vom eigenen Strauch oder Baum — was ist das für eine gesundheitliche Garantie gegenüber einer Ware, die wir auf gut Glück kaufen müssen! Vom fremden Salatkopf verrät mir niemand, ob er nicht auf seinem Standort noch vor kurzem erst gejaucht worden ist, woher die Sauche stammte, ob mit ihr nicht Parasiteneier, bakterielle Krankheitserreger an die Pflanzen gerieten. Wir wissen, daß Typhusepidemien aus Gärtnereien stammten, in denen ein ahnungsloser Bazillenträger die Grube infizierte, aus der gejaucht wurde. Soll uns das vom Genuß von Salat, Radieschen, frischen Karotten abhalten? Wir werden versuchen, unseren Bedarf aus anerkannt sauberer, verlässlicher Quelle zu decken — aber wer kann das in der Großstadt mit Sicherheit, wo die Ware von überall her bezogen wird? So werden wir eine gründliche Säuberung vornehmen, soweit es die Art des Nahrungsmittels zuläßt, im Bewußtsein, daß zum Zustandekommen von Ansteckungen doch gewisse Mindestmengen an Keimen im allgemeinen nötig sind.

Dabei müssen wir uns hüten, das zarte Salatblatt etwa auszulaugen, wir versuchen vielmehr die nötige Reinigung, besonders der losen äußeren Blätter, durch flottes Umschwenken in reichlich reinem, wiederholt gewechseltem, möglichst frischem, am besten in fließendem

Wasser, zu erreichen; wir entfernen grobe Schmutz- oder Erdteilchen mit einem Tuch und das überflüssige Wasser durch Abtropfen auf einem Sieb und nachheriges schnelles Ausschleudern in reinem Tuch. Wir bearbeiten den hartschaligen Sommerrettich wohl auch mit der Bürste im Wechselwasser, sind nicht knauserig im Ausschneiden nicht mehr tadelloser Stücke — das Vorbeugen der Köchin ist billiger als das Kurieren des Doktors!

Dabei wollen wir doch sparsam umgehen, nicht allen Abfall sofort dem Mülleimer einverleiben: manches Salat- und Gemüseblatt, zum Gericht nicht gut verwendbar, ist noch brauchbar als Zutat zur Suppe, vieles als Futter in der Kleinviehzucht zu verwerten, darum von dem getrennt zu halten, was auf den Düngerhaufen gehört. Wir wollen uns nicht scheuen, einmal Handgriffe und Kunstkniffe, die bei der Zubereitung von Vegetabilien in einer gut geführten Küche geübt werden, auf ihre Gründe und ihre Zweckmäßigkeit anzusehen.

Ein großer Fehler mancher Köchin — auf die Dauer bezahlt mit dem Übel der Krampfadern — ist es, daß sie glaubt, den ganzen Tag auf den Beinen sein zu müssen. Sind doch Zurüstungen, wie das Zuputzen von Gemüsen, weit gründlicher im Sitzen vorzunehmen, den eigentlichen Vorratskorb vor uns auf Tisch oder Schemel, zur Rechten eine große Schüssel mit reinem, frischem Wasser, zur Linken ein sauberes Gefäß für die weniger guten, aber noch verwertbaren Stücke, auf dem Boden der Abfalleimer, in der rechten Hand ein spitzes Küchenmesser, reine Hände, frei von jedem Nebengeruch — nichts abscheulicher, als wenn zum Beispiel ein ganzes Gericht Zeugnis davon ablegt, daß vor seiner Herrichtung irgendwelche Fische gepuzt und die Hände nicht peinlich gesäubert waren. Bei Entfernung fauler Teile achte man darauf,

den Schnitt im Gesunden zu führen, um das, was als genießbar verwertet werden soll, nicht beim Schneiden mit fauliger Masse, wenn auch nur oberflächlich, anzustecken. Geruch, Geschmack und Bekömmlichkeit der Speise könnten darunter leiden. Holzige Teile, größere Stiele und Stengel, Nebenwurzeln werden entfernt, unser Verdauungskanal hat kein Ferment, das feste Zellulose zu lösen vermöchte. Welche Blätter machen den Salat und die Gemüse unschmackhaft, oftmals bitter; sie werden dem Abfall, in leidlichem Zustand den Suppenzutaten einverleibt. Man versäume nicht, das Messer immer wieder zu säubern, auch abzutrocknen, wenn es bei der Zupubarbeit beschmutzt ist — je reinlicher die Arbeit, umso wohlschmeckender die Speise.

Eine große Anzahl Vegetabilien hat die Eigenschaft, aus verletzten Stellen einen Saft abzusondern, der in Verbindung mit dem Sauerstoff der Luft eine Pigmentbildung, eine Dunkelfärbung eingeht, besonders, wo leicht oxydable Gerbsäuren vorhanden sind. Um diese Mißfärbung und den begleitenden Mißgeschmack zu vermeiden, werden solche Pflanzenteile nach dem Zupuzen Stück für Stück sofort in frisches Wasser geworfen, so roh geschälte Kartoffeln, grüne Bohnen nach dem Gipfeln der Enden und Entfäden, Spargeln, nachdem sie geschabt sind, ebenso Artischocken nach Stuzen der Blattspitzen und Entfernen der äußeren Blätter, die Köstchen des Blumenkohls nach Abziehen der äußeren Haut von den mittleren, dickeren Strunkresten.

Schwarzwurzeln wirft man sofort nach dem Schaben in kaltes Essigwasser, um sie weiß zu erhalten; man halbiert sie, spaltet die dickeren unter Wasser und läßt sie dann auf einem emaillierten, nicht auf einem eisernen Sieb gut abtropfen. Vom Brüsseler Kohl (Rosenkohl)

werden die Stiele gestutzt, die gelben und zu offenen Blätter entfernt, dann wäscht man ihn in frischem Wasser zwischen den sauberen Händen, um den Staub zu entfernen. Ist er bei Regenwetter gepflückt, so empfiehlt es sich, zur Beseitigung darin versteckten Ungeziefers Salz auf das Frischwasser aufzustreuen, worauf die Tiere sich aus den Röschen herausmachen und zu Boden sinken.

Vom Sauerampfer und Spinat werden die harten Stiele beseitigt, die brauchbaren Blätter in frischem Wasser durchgewaschen und noch einige Augenblicke im Wasser gelassen, so daß anhaftender Sand zu Boden sinkt. Dann läßt man sie gut abtropfen.

Gurken werden nach äußerer gründlicher Reinigung, ehe sie gekocht werden, nach vorherigem Abschaben oder Schälen von der Spitze nach dem Stiel zu halbiert. Diese Schnittrichtung wird eingehalten, um nicht die in den Saftkanälen um den Stiel angehäuften Bitterstoffe weiter in die Frucht hineinzutreiben. Dann werden die Hälften gesalzen, bei den Gurken erst noch Kerne und mittleres Mark ausgelöffelt. Vor dem Kochen werden die Hälften ausgedrückt und mit reinem Tuch ausgetrocknet, um so ein wirklich feinschmeckendes Gericht zu liefern.

Auch die verschiedenen Kopfsalat-, Lattich- und Kressenarten verlangen ein sauberes Verlesen der einzelnen Blätter und ihr Abschwenken in frischem Wasser, nachheriges Abtropfen auf dem Salatseihier und gründliches Ausschwenken in reiner Serviette.

Ganz anders ist dagegen das Verfahren, das bei den verschiedenen Arten von Endivien anzuwenden ist, ob sie als Salat oder Gemüse verwendet werden. Bei ihnen kommt durch längere Berührung mit Wasser ein Bitterstoff zur Entwicklung, der den Genuß dieser schmackhaften Pflanzen sehr beeinträchtigen kann. Man entfernt Strunk

und äußere, bereits grüne Blätter, säubert die inneren mit reinem Tuch und spült nur im äußersten Notfall in scharfem Wasserstrahl ganz kurz ab unter sofortigem Nachtrocknen der so behandelten Blätter.

Rote Rüben werden in frischem Wasser — nötigenfalls mit der Bürste — gewaschen und rasch mit einem leicht mit Branntwein genezten Tuch nachgerieben; ihr Aroma kommt so am besten zur Entwicklung.

Besondere Behandlung erfordern Petersilie und Kerbel, beide möglichst frisch aus dem Garten geholt. Die feinen Zweigchen der ersteren werden fünf Minuten in kaltes Wasser gelegt, abgeschüttelt, dann büschelweise auf sauberem, trockenem Brett feinst geschnitten, in einem reinen Serviettenzipfel ausgedrückt und so auf die Speisen aufgestreut, ohne selbst übers Feuer zu kommen. Vom frischen Kerbelkraut wird jedes einzelne Blättchen vom Stiel abgezupft, der zähe Fasern enthält, und in eine Tasse frischen Wassers geworfen, bis es in die Gerichte eingestreut wird.

Die sauberen Röhrchen des Schnittlauches werden am besten mit der Schere in feinste Ringel geschnitten — so wird ihr Saft nicht ausgequetscht. Hat man es mit etwas scharfen Zwiebeln zu tun, deren flüchtige Bestandteile zu Tränen reizen, so läßt sich das vermeiden, wenn man sie unter Wasser schält und schneidet.

An jungen Radieschen entfernt man nach dem Abwaschen wohl Wurzel und größere Blätter, läßt aber die unversehrten Keimblättchen stehen, deren aromatischer Mitgenuß offenbar zur Verdaulichkeit beiträgt, das nach Rettichgenuß oft lästige Aufstoßen hintanhält.

Salate sollen erst kurz vor Genuß angemacht werden. Die Blätter sollen äußerlich trocken sein, da sie sonst das Öl nicht annehmen, das sie nicht bloß schlüpfrig

macht, sondern, wenigstens bei den Blattsalaten, ihren geringen kalorischen Nährwert etwas erhöht. Salate werden erst vorsichtig gesalzen, dann sehr gut mit Öl vermengt, so daß die Blätter damit in feinsten Schicht überzogen sind, darauf erst wird Essig zugefügt, endlich bei einzelnen Salaten noch Pfeffer hinzugefügt und erneut gründlich gemischt.

Die Zubereitung der frischen Gemüse bedarf einiger wichtigen Erläuterungen. In den meisten Kochbüchern spielt das Blanchieren, das heißt das Brühen der Gemüse in Salzwasser (etwa 7 Gramm Salz auf 1 Liter Wasser), eine große Rolle. Wir müssen uns über die Nachteile klar sein, die dieses Verfahren mit sich bringt. Sein Zweck ist der, die je nach Bodenart und Düngung allzu scharf, herb, „vorlaut“ schmeckenden Gemüse in ihrem Aroma, Geschmack und Duft zu verfeinern, sie empfindlichem Gaumen und Magen zuträglicher zu machen. Dieser durch das Aufkochenlassen und Ziehenlassen in heißem Wasser erzielte Gewinn an Feinheit des Geschmackes wird mit Einbußen an Nährwerten bezahlt, die zum Teil außerordentlich beträchtlich sind und in ihren Folgen wohl gekannt sein wollen. Sie betreffen einmal die so wichtigen Schutz- und Ergänzungstoffe, zum andern die Nährsalze.

Die Gemüse sind uns von besonderem Wert als Sponder von Mineralbestandteilen bedeutsamer Art, die in bestimmter Richtung geradezu ausgleichend wirken sollen gegenüber den Säureüberschüssen, die wir mit unseren kalorienreichsten Nahrungsmitteln in uns aufnehmen. Sie sind, mit Ausnahme der Knospengemüse, mit die Hauptspender der nötigen basischen Nährsalze. Die Versuche *Ragnar Bergs* und anderer Forscher haben uns nun belehrt, daß bei dem üblichen Blanchieren, Abbrühen der Gemüse im Haushalt wie bei der Konserven-

fabrikation gerade von diesen wichtigen laugigen Mineralbestandteilen ein unverhältnismäßig großer Teil ins Brühwasser übergeht und mit diesem meist weggeschüttet wird, daß also auch diese Vasenspender durch das Blanchieren zu säureüberschüssigen Nahrungsmitteln werden und damit ihres gesundheitlich wichtigsten Vorzuges verlustig gehen. Zudem werden so die bedeutsamen Vitamine und Nutramine aus ihnen ausgelaugt. Beim Abbrühen geht von der gesamten Trockensubstanz des Spinates rund ein Fünftel, vom Rosenkohl ein Viertel, vom Grünkohl bis ein Drittel, vom Weißkohl gar die Hälfte verloren, von den Mineralbestandteilen ein Drittel bis drei Viertel, von den überaus wichtigen Alkalien (Kali, Natron) sogar bis zu 93,7 Prozent oder rund neunzehn Zwanzigstel. Vom leicht löslichen Zucker werden dabei ein Drittel bis vier Fünftel ausgelaugt, von der schwerer löslichen Stärke ein Sechstel bis vier Fünftel, vom Eiweiß ein Fünftel bis die Hälfte.

Darum gilt es, Gemüse zu verbrauchen, die nicht durch falsche Düngung, übermäßige Gauchung mit übelriechenden und schmeckenden Stoffen angereichert sind, und diese Gemüse in der Weise zuzubereiten, daß sie entweder im Dampfkochtopf weich gedämpft oder mit wenig kaltem Wasser unter häufigem Lüften des Deckels und Wegschleudern des ihm anhaftenden stark riechenden Kondenswassers zubereitet, „im eigenen Saft“ gar gekocht werden. Die englische Unsitte des Abkochens der Gemüse in viel Salzwasser kommt einem Auslaugen bis auf geringe Nährwertreste gleich; die französische Art des Dämpfens im eigenen Saft unter Zugabe eines guten Fettes, von Butter oder, vor dem Anrichten, von Sahne ist die beste Zubereitungsweise.

Es geht bei diesen Fragen weit mehr als die meisten

Köchinnen ahnen, um Geldwert und Gesundheit — der Erhaltung beider aber soll eine gute Küche dienen. Die Hauptaufgabe der Gemüsebereitung ist die Lockerung und Sprengung der aus Zellulose bestehenden Zellhüllen, die in rohem Zustand ihren Inhalt unseren Verdauungssäften unzugänglich machen.

Eine andere Gruppe vegetabiler Nahrungsmittel sind die trockenen Hülsenfrüchte: Erbsen, Bohnen, Linsen, Soja. Hier handelt es sich in gesteigertem Maße darum, die hohen Nährwerte an pflanzlichem Eiweiß der Ausnützung in unserem Körper zu erschließen. Nun hat die hier vorhandene Eiweißart Legumin die Eigenschaft, sich in ihrer Alkaliverbindung mit den Kalkverbindungen des Wassers in den schwerlöslichen Leguminkalk umzusetzen, der in unserem Körper so gut wie unausnützbar wäre. Es gilt deshalb, zur Zubereitung der Hülsenfrüchte möglichst kalkarmes, weiches Wasser zu verwenden, wie es sich im Regenwasser, im abgekochten Wasser, auch im destillierten Wasser darbietet. Am zweckdienlichsten ist es, die wohl verlesenen und gewaschenen Hülsenfrüchte schon Tags vor der Verwendung mit solch weichem Wasser einzuquellen und über Nacht mit neuem Wasser angekocht in der Kochkiste stehen zu lassen, in der Frühe erneut aufzukochen und entweder in der Kochkiste oder auf dem Herd in gelindem „Köcheln“ gar werden zu lassen. Für empfindliche Verdauungsorgane empfiehlt sich dann noch das Durchtreiben durch ein feines Sieb, um ungenügend erschlossene Teile auszuschalten. Derart gründlich gargekochte Hülsenfrüchte pflegen auch von den blähenden Eigenschaften einzubüßen, die ihnen sonst als leidige Zugabe anhaften.

Der richtigen Zubereitung der Kartoffel werden wir umso mehr Acht schenken, als sie ja bei uns in Deutsch-

land neben dem Brot den Hauptanteil an unserer Ernährung mit Kohlenhydraten bestreitet. Wir verlangen von einer guten Kartoffel, daß sie nicht „schleifig“ auf den Tisch kommt. Dazu ist es erforderlich, die Verkleisterung der Kartoffelstärke durch allzulanges Einkochen von Wasser zu verhüten. Die beste Art ist die Zubereitung im Dampfkochtopf derart, daß die gut gereinigten Kartoffeln gleichmäßiger Größe auf einen Siebeinsatz gelagert nur mit dem aufströmenden Dampf, nicht mit dem Wasser in Berührung kommen, so gar gekocht und direkt aus dem Dampf in ein trockenes Tuch eingeschlagen zu Tisch gebracht werden. Fehlt der Dampfkochtopf, so werden sie mit wenig Wasser in gut verschlossenem Eisentopf zugefetzt, langsam gar gekocht und, wenn sie fast weich sind, nach raschem Abgießen des zu Suppen verwendbaren Kochwassers, im Bratofen unter Bedeckung mit einem Tuch und Deckel vollends weich gedämpft. Fangen die Kartoffeln gegen das Frühjahr an, im Keller auszukeimen, so sind die Keime mit ihrer nächsten Umgebung sorgsam auszustechen, da sich in ihnen und um sie der Giftstoff Solanin entwickelt, der in den dann vorhandenen Mengen peinliche Erkrankungsercheinungen hervorruft.

Um das Zerfallen der Kartoffeln, insbesondere bei zusammengekochten Speisen, zu verhüten, hat sich folgendes Vorgehen, in den Großküchen der Kriegszeiten zumal, bewährt. Die Kartoffeln, wohl gepuht, werden etwas angedämpft, um sie mit möglichst geringem Verlust abschälen zu können. Dann kommen sie in Stücken geschnitten in ein sauberes Gefäß mit kaltem Wasser, in dem sie über Nacht stehen bleiben. Erst zum Ansetzen des Gerichtes werden sie aus dem Wasser geschöpft, das auf dem Gefäßgrund abgesetzte Kartoffelmehl wird nach vor-

sichtigem Abgießen des Wassers, nötigenfalls nach vorgängigem, erneutem Aufschwemmen mit frischem Wasser und nochmaligem Absetzenlassen, auf reinem Tuch aufgefangen und bei gelinder Wärme getrocknet. So gewinnt man feines Kartoffelmehl zum Sämigmachen von Suppen und Gemüsen oder Soßen und verfügt über Kartoffelstücke, die auch bei längerem Kochen mit anderen Speisen nicht zerfallen.

Kartoffelmus wird besonders leicht verdaulich, wenn es nach Zusatz von Milch mit einem Löffel oder dem Schaumbesen schaumig geschlagen wird und so durch die aufgenommene Luft den Verdauungssäften reichliche Angriffsflächen bietet.

Werden Kartoffeln in leichtem Salzwasser zu Salzkartoffeln gar gekocht, so empfiehlt es sich, das übrigbleibende Salzwasser, das sich mit wertvollen Nährsalzen aus den äußeren Kartoffelschichten angereichert hat, zur Bereitung von Suppen und Gemüsen zu verwenden, nicht aber wegzuschütten. Im Gegensatz zum Verfahren bei gewissen Fleischbereitungen empfiehlt es sich, bei der Zubereitung der Gemüse das erforderliche Salz der Hauptmenge nach schon beim Zusetzen zum Herd beizufügen. Wie die Hitze des Wassers, der erzeugten Dämpfe dazu dient, die widerstandsfähige Zellulosewand der Zellen zu sprengen, so dient das Kochsalz dazu, während der Kochdauer unversehrte Zellwände zu durchdringen und einen Austausch löslicher Substanzen durch diese hindurch in die Kochflüssigkeit hinein zu bewirken, den Zellinhalt mit zu erschließen. Neben dieser Sprengwirkung aber dient das Kochen der Verkleisterung der Stärkekörner, die erst diesen Prozeß durchmachen müssen, um weiterhin durch die Verdauungssäfte in den löslichen Traubenzucker verwandelt zu

werden. Dazu ist bei den meisten Vegetabilien nicht so sehr strenges Kochen, als nachhaltiges Ziehen erforderlich.

Um die Vorbereitung der Verkleisterung der Stärke handelt es sich auch bei den Prozessen, denen wir die Hauptträger der Stärke zur Verdaulichmachung unterziehen. Beim Kochen der Schleimsuppen und Breie aus den verschiedenen Getreidemehlen (Gerste, Grünkorn, Hafer, Reis, Mais, Roggen, Weizen und so weiter), beim Backen von Brot und Kuchen und all den anderen Verwendungsarten ist das Ziel, die Stärke aufzuschließen. Ihr dient im einen wie im anderen Fall der Zusatz von Wasser beziehungsweise wässrigen Flüssigkeiten zur Einleitung der Quellung, über deren langsamen zeitlichen Verlauf so manche Köchin sich leider durchaus nicht klar ist.

Die in 15 Minuten auf Gas „schnell gekochte“ Hafergrütze ist keine „gare“ Speise — nicht für den gesunden, erst recht nicht für den kranken Magen. **S ü r g e n s e n** weist beachtenswerterweise in seinem Kochlehrbuch auf die Bedeutung des genügend lange dauernden Einweichens der stärkehaltigen Nahrungsmittel hin. Er verlangt dazu die völlige Durchwehung mit kaltem Wasser erstens für 1 Stunde Dauer bei allen Mehllarten, Grießmehlen und Flocken, zweitens für 3 Stunden bei Weizen-, Gerste- und Hafergrieß, drittens für 6 Stunden bei feineren Grützen und viertens für 12 Stunden bei groben Grützen, ganzen Körnern und Graupen von Hafer, Gerste, ganzem Reis, und läßt erst die so vorbereiteten Stärketräger in lebhaft kochende Flüssigkeit (Wasser, Milch, Fleischbrühe und so weiter) unter gründlichem Umrühren eingießen und weiterkochen. Und auch für diesen Teil der Zubereitung gibt er nicht genugsam zu beachtende Vorschriften: kurzes Vorkochen auf offe-

nem Feuer (10 bis 20, höchstens 30 Minuten — sonst Gefahr des Anbrennens, Klumpigwerdens, Häuteziehens), langes Nachkochen, zugedeckt auf der mäßig heißen Herdseite, im Wasserbad, am besten in der Kochkiste (80 Grad Celsius genügend), nötigenfalls letztes Aufkochen unter leichtem Umrühren zur Erreichung des Sämigwerdens, der richtigen Temperatur, des vollendeten Abschmeckens.

Die mikroskopische Untersuchung so zubereiteter stärkehaltiger Nahrungsmittel erweist deren vollkommene Erschließung; ohne diese kommen die gebotenen Nährwerte nicht zur vollen Ausnützung, wie die Proben von Verdauungsresten deutlich erweisen.

Aus „Gesunde Küche“. Ein Lehrbuch richtiger Ernährung und Speisenbereitung von Professor Dr. Heinrich Kraft und Frau Helene Kraft („Bücher der Frau“, Bd. 9/10, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart).

Homonym

Ein Halbgott einst, gestürzt und schwer bestraft;
Seht teurer Kleiderprunk, glänzend wie Taft;
Im Süden ein Gebirge, das gen Himmel blaut,
Und auch ein Buch, in dem die Welt man überschaut.

.....

Rätsel

Wer mich nur einen Tag vermisst,
Den hört man drüber klagen;
Und wer mich hat, der sucht gewiß
Mich schleunigst zu verjagen.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Ein neuer elektrischer Kochapparat für den Hausgebrauch

Von Emanuela Brünning / Mit 3 Bildern

Die elektrische Kraft findet im Haushalt immer mehr Verwendung. Vor allem ist es die bequeme Handhabung elektrisch heizbarer Apparate, die in Ess- und Wohnräumen aufgestellt werden können, weshalb sie immer begehrt werden. Vor einiger Zeit kamen neue elektrische Kochapparate in den Handel, die aus feuerfestem Porzellan hergestellt sind (Abb. 1). Diese Gefäße, die zur Bereitung von heißem Wasser für Koch- und Trinkzwecke aller Art geeignet sind, können an jede elektrische Lichtleitung angeschlossen werden. Vor den bisher ausschließlich gebräuchlichen, aus Metall hergestellten Apparaten zeichnen sie sich durch wesentliche Vorzüge aus. Da Porzellan ein schlechterer Wärmeleiter als jedes Metall ist, bleibt die darin gekochte Flüssigkeit — Wasser, Tee, Kaffee, Milch — auch ohne Stromverbrauch länger warm. Besonders wichtig ist, daß Porzellangefäße auch bei häufigem Gebrauch nicht anlaufen, Rost oder Grünspan ansetzen, daß in ihnen kein Kesselstein festbrennt, und sie nach einfachem Abwaschen immer sauber und gut aussehen, während Metallapparate häufigen Putzens und Polierens bedürfen, wodurch nach und nach die Vernicklung abgerieben und der Apparat unansehnlich wird.

Dazu kommt noch, daß Porzellan das beste Elektrizitätsisoliermaterial ist, und dadurch, daß der Heizkörper in dieses Material eingebrannt wird, elektrische Schläge ausgeschlossen sind, während bei Metallapparaten durch unvorsichtige Behandlung oder nach längerem Gebrauch das darin eingelagerte Isoliermaterial schadhast wird und Kurzschlüsse erfolgen.

Bei einer neuen Kaffeemaschine, Marke „Trachylith“, die gleichfalls ganz aus Porzellan besteht,



Abb. 1. Elektrischer Topf aus feuerfestem Porzellan.

Kommt der Kaffee während der Zubereitung mit keinem Metallteil in Berührung, wodurch der Kaffee sein Aroma, unbeeinträchtigt durch unangenehmen Metallgeschmack,



Abb. 2. Service „Erna“ mit elektrischer Kaffeemaschine.

rein erhält. Die Maschine ist höchst einfach zu handhaben: die Kanne (K) wird mit Wasser gefüllt und auf den Untersatz (U) gestellt, das Porzellansieb (S) nimmt

das Kaffeepulver auf und wird auf einen Trichter (T) in die Maschine eingesetzt, worauf der Deckel (D) darauf kommt und der Strom eingeschaltet wird (Abb. 3). Nun entwickelt sich im Trichter Dampf, der darin aufsteigt und heißes Wasser mitreißt, das nach seinem Austritt am oberen Trichterende langsam das Kaffeepulver durchzieht und auslaugt. Nachdem der Strom eingeschaltet ist, läßt man ihn — je nach der zu bereitlegenden



Abb. 3. Die einzelnen Teile der elektrischen Kaffeemaschine.

Kaffeemenge — fünfzehn bis zwanzig Minuten wirken. Dann schaltet man aus und läßt den Kaffee noch etwa fünf Minuten lang ziehen. Die einzelnen Stücke sind leicht zu reinigen. Nimmt man die inneren Teile heraus, so kann man ebensogut Wasser oder Milch in der Maschine kochen und Tee bereiten, so daß sie als Universalapparat für den Haushalt gelten darf. Das gute Aussehen empfiehlt sie selbst dem feinsten Geschmack. Man hat auch ein passendes Service zu der Maschine hergestellt (Abb. 2), das in verschiedenen Dekorierungen zu haben ist. So sind die weitestgehenden Ansprüche zu befriedigen, und jeder kann bei Auswahl eines solchen Apparates oder Services nach seinem Belieben wählen.

Mannigfaltiges

Verjüngt

Pfeffer und Salz, diese so beliebten Würzen jedes Mahles, werden weniger gern gesehen, wenn sie auf dem Kopf des Menschen erscheinen. Zwar heißt es: „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen,“ aber mancher sähe es doch lieber, wenn die Leute ruhig sitzen blieben.

Dem Rendanten Gustav Blum verursachte jedoch sein frühzeitig ergrauender Kopf wenig Kummer. Kam einmal die Rede darauf, so sagte er: „Das liegt in der Familie!“ Erblich soll ja nach dem Gerede der Leute so vieles sein, und so nahm man denn diese Erklärung ruhig hin.

Blum gehörte zu den schier zahllosen Junggesellen, die besonders in den Großstädten gedeihen. Er war nicht aus Grundsatz ein Hagestolz. Hätte er Familienbeziehungen unterhalten, so würde er wohl auch einmal den Weg zum Standesamt gefunden haben. In seinem Amt war er gewissenhaft tätig, und in den Mußestunden trieb er allerlei Liebhabereien, er studierte eifrig die Eisenbahnfahrpläne, obwohl er fast nie verreiste, er kannte die Garnisonen der gesamten Reichswehr, obwohl er nie Soldat gewesen war, züchtete Kakteen, er sammelte Marken, kurz, er war nicht verlegen, wie er seine freie Zeit verbringen sollte.

So fand er eigentlich auch nie recht Muße und Lust, zielbewußt sich Heiratspläne zu denken. Zudem glaubte er irrigerweise auch noch, daß weibliche Wesen für einen Mann mit grauen Haaren nichts übrig hätten.

An einem schönen Frühlingstag geschah nun etwas, das den eintönigen Lebensgang des stillen Mannes entscheidend verändern sollte.

Frühling war's, frisches Grün prangte überall, die Schneider arbeiteten von früh bis in die Nacht, Lerchen jubelten, die Gartenwirte ließen ihre Gläser und Maßkrüge spülen, der Kuckuck rief, Wintermäntel wanderten ins Leihhaus, und die Nachtigallen flöteten. Da fiel dem Rendanten etwas auf, als er die Zeitung las. Ein merkwürdiges Inserat.

Er saß im Frühlingsjubel auf einer Bank, bewunderte die Aussicht und aß ein belegtes Butterbrot dazu. Wie viele Butterbrotesser begann er damit, die Zeitung zu lesen, in die das Brot eingewickelt war. Und da las er: „Verjüngen Sie sich! Werden Sie wieder jung!“

Eine Weile sann er vor sich hin. Dann las er nochmals: „Verjüngen Sie sich! Werden Sie jung!“

Da ließ wohl jeder weiter, selbst wenn er, wie der Rendant, Fahrpläne studiert, Raketen züchtet und Marken sammelt. Er las weiter und fand: das Mittel, wieder jung zu werden, bestand darin, sich die Haare zu färben.

Mit einemmal kam sich Blum mit seinem Kopf, auf dem die weißen Haare in der Majorität waren, recht alt vor. Alles um ihn herum schien ihm verjüngt, warum sollte er da zurückbleiben? Sorgfältig barg er das butterfleckige Zeitungsblatt in der Brusttasche.

Als vorsichtiger Mensch bestellte er zunächst eine kleine Flasche der vertrauenswürdig aussehenden, dunkelbraunen Flüssigkeit. Nachdem er die Gebrauchsanweisung viermal durchgelesen, begann er mit dem Färben; vorsichtshalber probierte er es erst mit einem kleinen Teil seines Hauptes.

Der Versuch glückte! Das Haar blieb schön dunkelbraun. Das war nun auch als einer der vielen Fortschritte des Jahrhunderts zu begrüßen, erinnerte er sich doch, in seiner Jugend einmal gehört zu haben, daß einer, der sein Haar gefärbt, schließlich mit einem grünen Kopf hatte herumlaufen müssen.

Dem kleinen Finger, den er dem Färbeteufel gereicht, folgte bald die ganze Hand. Immer dunkler wurde Blums Haupt. Aber hübsch allmählich; so, glaubte er, würden es die Kollegen gar nicht merken, daß er sich dazu entschlossen hatte, wieder jugendlich auszusehen.

Es sagte auch niemand etwas über das Verjüngungswunder, wenn auch Blums Vorgesetzter, ein Stadtrat, ihn ein paarmal recht merkwürdig ansah.

Einer der „lieben Kollegen“, der spaßig veranlagte Sekretär Ruspel, hatte zwar bald die merkwürdigen Farbenspiele entdeckt

und die anderen darauf aufmerksam gemacht, aber es wurde bald eine Verschwörung angezettelt, und man kam zu dem Schluß, keiner dürfe ein Wort sagen, denn sie wollten sehen, wie die Geschichte weiterginge.

Und der Rendant schien entschlossen, sich gründlich zu verzüngen. Mehr und mehr schwand das Gemisch von Pfeffer und Salz auf dem Haupt des eifrigen Mannes. Die Kollegen gau-dierten sich hinter seinem Rücken, ließen sich aber nichts merken.

Als Blum wieder einmal sein dunkelbraunes Haar im Spiegel bewunderte, fiel ihm ein, daß eine farbige Krawatte eigentlich besser dazu passe als seine bisherigen schwarzen. Nach der Krawatte entschloß er sich zu einem neuen Anzug und erschien künftig nicht mehr im langschößigen Rock, sondern im flotten Jackett.

So hatte er sich äußerlich wirklich völlig verzüngt. Kein Wunder, wenn er nun auch Vergnügungsorte besuchte.

Eines Sonntags bewegte sich der jugendliche Blum mit möglichst flottem Schritt durch ein Gartenrestaurant, um ein freies Plätzchen zu erwischen.

Da leuchtete ihm der freundliche Aufblick einer jungen Frau entgegen, die mit zwei Kindern an einem Tische saß. Das Entgegenkommen schmeichelte dem Rendanten, er kam sich überaus schneidig vor. Am Tisch war noch ein Platz frei, und auf Blums Frage erwiderte die junge Frau, liebenswürdig lächelnd, daß der Stuhl unbefetzt sei.

Man kam ins Gespräch, und der bisher so weltabgeschiedene Mann wunderte sich, daß er so gut zu plaudern verstand. Er erzählte von seinen Liebhabereien, und die junge Witwe fand alles sehr interessant. Das hätte er nie gedacht, daß auch eine Frau solches Wohlgefallen an seinen Neigungen finden könne.

Die vergnügten Leute ringsherum, die Musik, alles wirkte mit, um den sonst so Verschlollenen in vergnügte Stimmung zu bringen. So war es denn nicht zu verwundern, daß er die Hoffnung aussprach, die junge Frau noch öfter sehen zu dürfen.

In den nächsten Tagen mußte sich der Rendant bemühen, bei seinen Kaffeineintragungen allerlei Unheil zu verhüten. In seinen Mußestunden überließ er sich Träumereien, und recht froh war

er, als er am nächsten Sonntag die junge Witwe wiedertraf. Der Nachmittag verlief noch anmutiger als der erste.

Der Hagestolz prüfte sein verjüngtes Herz, und bald besuchte er Frau Wöller auch einmal in ihrem schlichten Heim. Daß dort noch ein drittes Kind mit am Tisch saß, von dem er bisher nichts gewußt hatte, störte seine Gefühle nicht.

Beim nächsten Besuch verlobte er sich.

An einem stillen Abend, den er, wie jetzt alle Tage, bei seiner Auserwählten verlebte, war sie besonders liebenswürdig. Da ertönte eine Kinderstimme in der Schlafkammer. Die junge Mutter erschien gleich darauf mit einem vierten Kind, das der glückliche Bräutigam bisher noch nicht kennengelernt hatte. Blums Gesicht sah merkwürdig aus, seine Augen wurden ein wenig starr.

Frau Wöller schien nichts davon zu bemerken, sie sagte ihm, das Kind wäre überaus lieb und gut, und ihr jüngstes. Das wirkte erleichternd, denn damit waren ihm wohl nun alle Kinder bekannt, die sie besaß.

Nach der Hochzeit gewöhnte sich der Rendant nach und nach seine alten Neigungen ab, dazu hatte er nun keine Zeit mehr. Fahrpläne und Garnisonen änderten sich, ohne daß er davon wußte, die Raketen wurden verkauft und dafür Anzüge für die Kinder angeschafft, und die Markensammlung fand auch einen Liebhaber, der bares Geld dafür gab.

Nur wenn die vier Kinder zu viel lärmten, flüchtete der Rendant auf den Bahnhof und studierte die Fahrpläne.

Allmählich wollte er sich auch das Haar nicht mehr färben, aber seine Gattin duldete das nicht, und da der Rendant folgen gelernt hatte, lief er noch lange mit dunklem Haupthaar ins Büro.

Die Kollegen dachten schließlich gar nicht mehr an seine einstige Verjüngung. Nur einmal, als zufällig in einer Gesellschaft die Rede auf das Haarfärben kam und einer fragte, ob dies denn nicht schädlich sei, rief Sekretär Ruspel: „Freilich ist's gefährlich! Ich kenne einen Herrn — seinen Namen will ich nicht nennen — der färbte sich das Haar und kaum ein Vierteljahr später war er —“

„Nahl?“ fragte ein Voreiliger.

„Nein, aber mit einer Witwe mit vier Kindern verheiratet!“
 Adolf Thiele.

Die Taschenuhr als Kompaß

Bei Wanderungen in einer unbekanntem Gegend oder im Walde kann es leicht vorkommen, daß man die Richtung nicht festzustellen vermag.

Hat man keinen Kompaß zur Hand, so läßt sich im Sonnenschein die Richtung mit Hilfe der Taschenuhr finden. Man kehre den kleinen Zeiger gegen die Sonne, halbiere den zwischen diesem Zeiger und der Ziffer 12 liegenden kleineren Raum, so zeigt die vom Mittelpunkt der Uhr gezogene Halbierungslinie in der Zeit von mor-



Die Taschenuhr als Kompaß.

gens 6 Uhr bis abends 6 Uhr nach Süden, in der übrigen Zeit nach Norden — wie beim Kompaß nicht ganz genau, da die Einheitszeit unserer Sonnenzeit um 23 Minuten voraus ist. Zur genaueren Feststellung denke man sich den kleinen Zeiger um zwei Minutenstriche zurück.

Wie ist die Richtigkeit dieser Behauptung zu erkennen? — In vierundzwanzig Stunden läuft die Sonne einmal im Kreise herum. Bewegte sich nun auch der kleine Uhrzeiger in der gleichen Zeit einmal im Kreise und deutete er um zwölf Uhr mittags nach

der Sonne, das heißt: in diesem Augenblick nach Süden, so würde er während seines ganzen Verlaufes *stets* nach der Sonne weisen. Umgekehrt, wenn man ihn zu beliebiger Zeit nach der Sonne deuten ließe, so wiese der zur 12 gehende Radius nach Süden, der zur 6 gehende nordwärts. Nun bewegt sich aber der kleine Uhrzeiger in vierundzwanzig Stunden *zweimal* im Kreise herum, also *doppelt* so schnell als die Sonne.

Weiß er um zwölf Uhr nach der Sonne, so ist er um zwei Uhr schon doppelt so weit als die Sonne, er deutet auf die 2, die Sonne ist erst bei der 1, Süden ist bei der 12. Soll der kleine Uhrzeiger auch jetzt — um zwei Uhr — wieder nach der Sonne weisen, so muß die Uhr um ein Zwölftel ihres Umfangs gedreht werden, so daß die 2 an die Stelle der 1 kommt und der Zeiger wieder mit der Sonnenlinie zusammenfällt; dann tritt aber die 1 an Stelle der 12, das heißt, die 1, die mitten zwischen 12 und 2 steht, weist nach Süden. Entsprechend verhält sich der Vorgang zu anderen Stunden. R. Mo.

Spitznamen für Lokomotiven

In allen Ländern kommt es vor, daß die Eisenbahnbeamten den verschiedenen Lokomotivtypen Spitznamen geben. Zu solchen Namen forderten besondere Eigenschaften der Maschinen oft geradezu heraus. Wie man sich denken kann, sind zoologische Bezeichnungen nicht selten. In Schweden nannte man gleich die erste daselbst im Jahre 1848 gebaute Lokomotive „Gris“, das heißt „Das Ferkel“, weil sie, in Tätigkeit gesetzt, grunzende Laute hören ließ. Öfters finden wir den Spitznamen „Kamel“ überliefert. Bei uns in Deutschland waren es die älteren 1-B-Verbundlokomotiven, die, wahrscheinlich wegen des dichten Hintereinanderliegens von Dom und Sandkasten, diesen Namen erhielten, der für gewisse Maschinen in den Vereinigten Staaten als „Camels“ oder „Camelbacks“ — Kamelrücken —, in Frankreich als „Chameaux“ wiederkehrt. Als man im Jahre 1892 in Württemberg die großen E-Güterzuglokomotiven 801—5 einstellte, verschaffte ihnen der imponierende Eindruck, den sie hervorriefen, den Beinamen „Elefanten“. Dagegen finden wir in

Italien für eine bestimmte Klasse von Lokomotiven den Spitznamen „Kühe“. Die erste Maschine dieser Art wurde im Jahre 1900 in Paris ausgestellt und brachte ihren Prüfern und Agenten so viel Vorteile ein, daß sie mit einer melkenden Kuh verglichen wurde, daher der Name, der künftig auf alle ihrer Gattung Anwendung fand. Während man in Spanien, Frankreich und Rußland kleine Bau-lokomotiven gern als „Kuckucke“ bezeichnet, ist bei uns für Verschiebelokomotiven der Name „Leckel“ gebräuchlich.

In dem interessanten Sammelwerke „Die Lokomotive in Kunst, Wiß und Karikatur“ findet sich noch mancher andere zoologische Neckname angeführt. Eine dänische Maschine wurde vom Personal „Papagei“ getauft, weil sie hellgrün lackiert worden war. In Holland gab es „Maikäfer“, in Italien „Hummer“, in Österreich „Hirsche“, was übrigens eine lobende Anspielung auf die gute Lauffähigkeit sein sollte. Ein „Krokodil“ lief auf der Main-Neckar-Bahn. Aus dem Namen der Erbauerfirma Cockerill entstand dieser Spitzname. Aber auch von „Spitzmäusen“ wird uns berichtet. Das waren österreichische Sekundärbahnlokomotiven, die man wegen ihres etwas spitzen Rauchfangs so nannte.

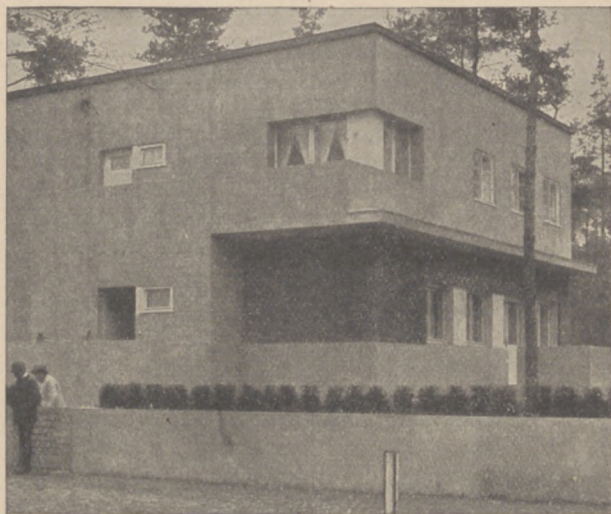
Spitznamen nichtzoologischer Art sind den Maschinen oft gegeben worden. Um ihres birnenförmigen Kesselquerschnittes willen erhielten beispielsweise die Lokomotiven der ehemaligen Frankfurt-Hanauer Bahn den Namen „Baßgeigen“. In Preußen gab es „Möbelwagen“, in der Schweiz „Salondampfer“, in Österreich „Bügeleisen“, was in der Schweiz als „Glättise“ wiederkehrt, in Frankreich „Seifenschachteln“, in Italien „Panzer-schiffe“, in England „Knochenschüttler“, in den Vereinigten Staaten „Schmutzgräber“, „Vorderlader“, „Puppen“, in verschiedenen Ländern „Kaffeemühlen“.

In Rußland begrüßten einem alten Volkskalender zufolge die Bauern die erste Maschine als „fahrenden Samowar“, als einen großen, rollenden Leckessel. Einen recht ungalanten Beinamen gefallen lassen mußte sich eine bestimmte, im Jahre 1868 gebaute Klasse von bayrischen Lokomotiven. Weil diese Art die Gattungsbezeichnung B VII trug, war jede ihrer Vertreterinnen eine „Böse Sieben“!

R. v. Sez.

Häuser mit drehbaren Wohnräumen

Der überall und voraussichtlich noch lange anhaltende Wohnungsmangel nötigt zu den verschiedensten Versuchen, mit beschränktem Raum auszukommen. Wir wiesen im 2. Band des vorigen Jahrgangs auf die Möglichkeit hin, sich durch Anlage dauernd bewohnbarer, bei aller Kleinheit freundlich anmutender Wohnlauben zu helfen. Ein anderes Mittel der Raum-



Außenansicht eines Wohnhauses mit drehbaren Wohnräumen.

spahrung sind die mancherlei Verwandlungsmöbel, auf die wir in einem Aufsatz im 13. Band des Jahrganges 1922 unserer Bibliothek aufmerksam machten. Nun ist man in Berlin-Zehlendorf daran gegangen, Häuser zu bauen, in denen die Zimmer nach dem System der Drehbühne fächerartig um eine Säule gruppiert sind, so daß man sie je nach Bedarf verschieben kann. Der Hauptwohnraum bildet den feststehenden Kern. Er ist nach

der Drehbühne hin offen und kann dadurch, daß mittels Drehscheibe weitere Teile als Zimmerergänzung angeschlossen werden, je nach Wunsch binnen kürzester Zeit in ein Speise-, Musik- oder Schlafzimmer umgewandelt werden.

Trinkwasser aus Lianen

In den Schilderungen älterer Tropenreisender liest man oft eindringliche Klagen über den Mangel an frischem Trinkwasser,



Drehwohnung von innen: Veränderung des Hauptraumes mittels Drehscheibe.

der sie im Urwald zwang, sich mit ungesunder, schlammiger Flüssigkeit zu begnügen. Diesen Reisenden wäre geholfen gewesen, wenn sie etwas gewußt hätten, was heute besser bekannt ist. Eine ganze Anzahl von Lianenarten kann man gewissermaßen als Trinkwasserquellen ansehen. Der Naturforscher D. Mohnike beschrieb in einem seiner Werke, wie er auf einer Streife durch das Walddinnere der Landschaft Pontianak auf Borneo

mit seinen Begleitern eines Tages ohne Trinkwasser war. Kaum hatten wir unseren Verdruß darüber, daß ein erfrischender Trunk Wasser nicht zu haben sei, geäußert, als auch schon einige unserer malaiischen Begleiter sich in das Dickicht des Waldes begaben, um einige Augenblicke später mit einem wohl drei Meter langen Stücke eines abgehauenen armdicken Cissusstranges, der wie ein Ankertau aussah, zu uns zurückzukehren. Gegen die Schnittfläche an jedem der Enden dieses Stranges hielten sie, um das Ausfließen des Wassers daraus zu verhüten, ein Blatt angedrückt. Als sie das Blatt von dem nach unten gehaltenen Ende wegnahmen, floß daraus eine solche Menge kühlen und erquickenden Wassers, daß wir wiederholt unsere Feldbecher damit füllen und alle, Europäer wie Malaien, mehr als dreißig Mann, aus diesem Strange und einem zweiten, später nachgeholt, unseren Durst löschen konnten. Noch oft habe ich später, namentlich in den Urwäldern von Sumatra, mit Vergnügen dieses Wasser aus den Cissussträngen getrunken und mich daran gelabt.

Während einer Studienreise auf Java wandte Professor Molisch dem wasserpendenden Baum seine besondere Aufmerksamkeit zu. Auch er fand, daß diese Schlingpflanzen ein ausgezeichnetes Trinkwasser enthalten. Um es zu gewinnen, muß ein besonderer Trick angewendet werden. Wenn man einen Lianenstrang — er darf nicht zu dünn sein — nur an einer Stelle durchschneidet, so kommt an den beiden zunächst entstandenen Schnittflächen gar kein Wasser oder nur wenig heraus. Sobald man aber einen halben oder zwei Meter über der Schnittfläche den Stamm weiterhin durchhackt und dann das abgetrennte Stammstück senkrecht hält, fließt Wasser in mehr oder minder großen Mengen, nicht selten in überraschend großer Masse aus der unteren Schnittfläche hervor. Meist gewinnt man so einen halben Liter klares Wasser, also genug für einen Durstigen, aus einem drei Meter langen und fünf Zentimeter dicken Lianenstrang. R. T.

Was macht das Bier trüb?

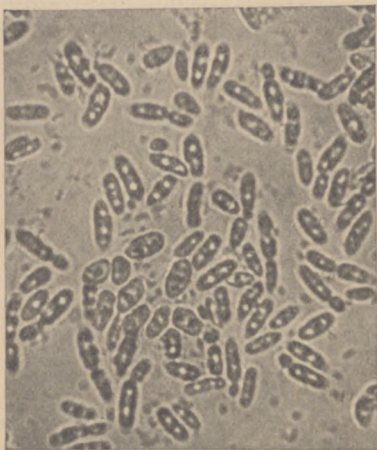
Wenn man Bier nicht immer frisch vom Faß haben kann und genötigt ist, Flaschenbier einzulegen, kommt es in der warmen

und heißen Jahreszeit nicht selten vor, daß dieser Trunk säuerlich wird. Das Bier „hat einen Stich“, sieht trüb aus, schmeckt nicht gut und ist unter Umständen gar nicht mehr genießbar. Daß man aus der Flasche vorsichtig einschenken soll, um den darin etwa vorhandenen Bodensatz nicht mit auszugießen, ist bekannt genug. Aus den gleichen Gründen darf die Flasche ja auch nicht geschüttelt werden. Erhält man Bier im Faß, das man selber in Flaschen füllt, so soll es in dem Faß erst „ruhen“, es soll sich „setzen“, bevor es abgezapft und in Flaschen gelagert wird. Daß man die mit Bier gefüllten Flaschen stehend aufbewahrt, hat gleichfalls seinen Grund darin, daß sich etwaiger Bodensatz unten niederschlagen soll.

Woher kommt es nun, daß sich der Geschmack des Bieres so verändert, daß es trüb im Glase erscheint und säuerlich schmeckt?

Was dem bloßen Auge als gelblichgrauer, etwas schleimiger Bodensatz erscheint, zeigt, unter ein Mikroskop gebracht und bei stärkerer Vergrößerung betrachtet, das Aussehen unserer Abbildung. Es ist das mikroskopische Bild der sogenannten „Fäces“ aus trübem Bier in siebenhundertfünfundzwanzigfacher Vergrößerung.

Man sieht eine Menge länglichrunder, teilweise zusammenhängender Gebilde, mit je ein paar hellen Bläschen im Innern. Dazwischen sind noch winzig kleine Kügelchen oder Stäbchen wahrzunehmen, die in der Abbildung nur undeutlich hervor-



Hefe- und Spaltpilze in trübem Bier.
725mal vergrößert.

treten; ihre eigentliche Form ist bei der für diese Bestandteile zu schwachen Vergrößerung nicht genau zu erkennen. Die größeren Körperchen sind Sproß- oder Hefepilze, die kleineren Spaltpilze oder Bakterien. Beide Formen bewirken durch ihr massenhaftes Auftreten die Trübung und durch ihre zersetzende Tätigkeit das Verderben alkoholischer Getränke. Daß sie sich im Sommer weit häufiger bemerkbar machen als im Winter, hängt mit den höheren Wärmegraden zusammen, die ihre Vermehrung begünstigen. Sie sind aber nicht erst in die meist fest verkorkten Flaschen von außen hineingekommen, sondern stammen nur von wenigen Exemplaren ab, die schon in der Flüssigkeit enthalten waren, bei der kühlen Winter- oder Kellertemperatur der Lagerräume aber nicht zur Entwicklung gelangen konnten.

Aus Sproß- und Spaltpilzen setzt sich in der Hauptsache auch die sogenannte „Rahmhaut“ zusammen, die sich auf der Oberfläche offenstehender alkoholischer Flüssigkeiten besonders bei höherer Temperatur allmählich bildet.

„Wer den Schaden hat . . .“

Wenn in einem stillen bürgerlichen Gasthaus ein allen Anwesenden fremder Mensch sich nicht nur auffällig benimmt, sondern auch durch seine Stammesangehörigkeit unangenehm empfunden wird und durch freches, aufreizendes Gebaren lästig fällt, dann kommt es trotz aller Biergemütlichkeit doch dahin, daß es Skandal gibt. So weit war es im „Goldenen Anker“ gekommen. Die Gäste, entrüstet über die Frechheit eines „Dahergelaufenen“, verlangten vom Wirt, er solle den Kerl hinaus schaffen, oder es gäbe Prügel. Beinahe hätte die Schlägerei begonnen, da griff der Wirt ein und führte den Lärmmacher hinaus, der sich aber noch immer nicht beruhigen wollte. Vor der Tür sagte der junge Mensch: „Zum Geier! Nun hab' ich meinen Überrock dringelassen. Da ich in das Lokal nicht mehr zurückgehen kann, müssen Sie mir meinen Überrock holen. Er hängt neben der Tür am ersten Nagel.“

Der Wirt brachte den Überzieher, und der Ruhestörer verschwand. Nach einigen Stunden wollte einer der Gäste gehen, vermißte seinen Überzieher, und da er nicht zu finden war, ver-

langte er vom Wirt Schadenersatz. Der Radaubruder war ein Gauner gewesen, der den Lärm heraufbeschworen hatte, um den fremden Überzieher an sich zu bringen. H. Bra.

Zur Besinnung gebracht

Das Lieblingspferd eines im sechzehnten Jahrhundert regierenden Kaisers von China war durch die Nachlässigkeit eines Dieners verendet; der Kaiser wollte den Nachlässigen in der ersten Wut mit dem Schwert durchbohren. Der Mandarin Yen=Se wußte indes den Streich abzuwenden, indem er sagte: „Hoher Herrscher, dieser Mann ist von dem Verbrechen, für das du ihn mit dem Tode bestrafen willst, nicht überzeugt.“ Der Kaiser brauste auf: „So sage du ihm, was er getan hat.“

„Höre, Schurke,“ sagte der Mandarin, „die Liste der Verbrechen, die du begangen hast: Erstens ist durch deine Schuld ein Pferd gestorben, das dem Kaiser lieb war; zweitens ist unser Herrscher dadurch so in Wut geraten, daß er im Begriff stand, dich mit eigener Hand zu töten. Endlich fällt dir zur Last, daß der Kaiser sich so weit vergaß, einen Menschen wegen eines Pferdes töten zu wollen.“

„Laßt ihn gehen,“ unterbrach der Kaiser, der die Lektion wohl verstanden hatte, „ich verzeihe ihm.“ A. Schr.

Heimgegeben

Unter Leuten vom Theater sind Feindschaften und Gehässigkeiten nicht selten. Ein Opernsänger und ein Schauspieler konnten einander nicht ausstehen, und jeder benützte den geringsten Anlaß, dem anderen irgend etwas anzutun. Eines Tages saß der Sänger an seinem Fenster und bemerkte, daß der Schauspieler die Straße überschritt und ins Haus trat. Überrascht stellte er sich an die Türe, um, wenn es klingelte, zu öffnen; aber er hörte nur ein Krächeln an der Türe. Dann vernahm er Schritte auf der Treppe, ging ins Zimmer zurück und sah bald darauf, wie der Feind das Haus verließ. Nach einer Weile öffnete der Opernsänger die Türe und fand darauf mit Kreide geschrieben: „Schafskopf.“

Am folgenden Tage begab sich der Beleidigte in die Wohnung des Schauspielers, den er zu Haus fand, und begann: „Mein Herr, erlauben Sie mir, Ihren Besuch zu erwidern!“

„Ich wüßte nicht, was Sie dazu veranlassen könnte.“

„Doch! Sie waren gestern bei mir und schrieben Ihren Namen an meine Türe.“

M. Sei.

Enthülltes Geheimnis

Zur Zeit des Rokokos kam in einem Schloßchen eine große Gesellschaft zusammen. Unter den vielen Gästen befanden sich auch ein junger Mann und eine Dame, von denen niemand ahnte, daß sie miteinander näher bekannt waren. Die Dame, jung und schön, trug, wie es damals Mode war, ein kleines schwarzes Schönheitspflasterchen im Gesicht, und zwar dicht über der Lippe, auf der rechten Seite des Mundes.

Irgend ein Zufall veranlaßte, daß die Gesellschaft sich auf einen Augenblick entfernte. Nur der Herr und die Dame blieben im Saal. Als die Gesellschaft zurückkehrte, gab es eine merkwürdige Überraschung. Der junge Mann trug das Schönheitspflasterchen im Gesicht, und zwar gleichfalls über der Lippe, aber — auf der linken Seite des Mundes. H. v. Kl.

Warum ein Kurpfuscher keinen Glauben fand

Ein wandernder Arzt kam auf seinen Fahrten in eine große Stadt und ließ seine marktchreierischen gedruckten Empfehlungen in den Häusern abgeben. Nach seinen Anpreisungen sollte es kaum eine Krankheit geben, die durch seine Mittel nicht zu heilen gewesen wäre. Nach einiger Zeit ließ der Bürgermeister den Scharlatan zu sich rufen und fragte: „Sie versprechen, jedermann unfehlbar von der Sacht zu befreien, ist das auch wahr?“ Der Kurpfuscher erwiderte selbstbewußt: „Hochweiser Herr, ich darf mich wohl dieser Kunst berühmen.“ Der Bürgermeister wollte wissen, wie der Heilkünstler in die Stadt gekommen sei, und erhielt zur Antwort: „Zu Fuß, Ihre Gnaden.“ Da sagte der „Hochweise“: „Dann schert Euch zu Fuß wieder fort, ich glaube nicht an Eure



Worte; wenn Ihr die Gicht heilen könntet, wärt Ihr sechs-spännig hier angekommen.“

M. Seib.

Galgenstricke unter sich

Zwei Gauner, ein langer, dürrer Kerl und ein schwarzhaariger Bursch, die beide der Zunft der Taschendiebe angehörten, suchten einander durch Aufzählen ihrer gelungenen Diebereien zu überbieten. Endlich kamen sie überein, eine Wette zu machen, wer am kunstvollsten stehlen könne. Der Lange behauptete, er wolle einem Vogel, der im Nest auf seinen Eiern sitze, die Eier wegnehmen, ohne daß er es merken solle.

Um dieses Diebsmeisterstück auszuführen, gingen die beiden miteinander in den Wald. Als sie dort ein Nest auf einem Baum entdeckten, riet der schwarze Bursche dem Genossen, er solle seine guten Kleider ausziehen, damit er sie nicht beim Klettern verderbe.

Raum war der Lange bis zur Hälfte am Stamm emporgeklommen, da raffte der Schwarze geschwind die Kleider zusammen und lief damit in den Wald.

Damit war der Genosse geprellt, denn der Wert der Kleidungsstücke war viel höher als die Summe der Wette, und der lange Gauner hat den schwarzen gerissenen Halunken niemals wiedergesehen.

H. Crus.

Einmal nimmt alles ein Ende

Der Berliner Dermatologe Lassar wurde einst in seiner Sprechstunde von einem Herrn seines Haarschwundes wegen aufgesucht. Lassar gab dem Leidenden ein Rezept und ersuchte ihn, sich von Zeit zu Zeit bei ihm sehen zu lassen. „Ich wohne leider nicht in Berlin und kann doch nicht meiner Haare wegen so oft hierher fahren, das wäre doch zu kostspielig, und außerdem fehlt es mir auch an Zeit zu solchen Reisen.“ Lassar erwiderte: „Dann vereinfachen wir uns die Sache, schicken Sie mir Ihre Haare, ich werde die Sendung jedesmal mikroskopisch untersuchen, und Sie werden gelegentlich von mir Nachricht erhalten.“ Der Patient, mit der Verabredung einverstanden, gebrauchte die vorgeschriebenen Mixturen und schickte von Zeit zu Zeit seine Haare.

Darüber verging lange Zeit, und Lassar hatte ihm noch nichts über die Ergebnisse seiner Untersuchungen mitgeteilt. Da erhielt dieser eines Tages wieder einige Haare mit folgenden Begleitzeilen zugesandt: „Leider kann ich die Sendungen nun nicht mehr fortsetzen, denn dies sind meine letzten Haare.“ M. Sch.

Auflösungen der Rätsel des 13. Bandes, Jahrgang 1924:

Geographisches Kettenrätsel S. 108: Argenau, Aarich, Richmond, Mondsee, Seeburg, Burgrain, Raintal, Talham, Hammel, Mellau, Pauer, Erlangen, Langenargen;

Quadraträtsel S. 136: siehe nebenstehend;

Rätsel S. 136: Portier, Porter;

Pyramidenrätsel S. 145:

```

      A
     A R
    R A A
   R A A B
  R A A B E
 A R A B E R
 B A R B A R E;
  
```

Rätsel S. 153: Spiegelbild;

Bilderrätsel S. 163: Je mehr die Liebe gibt, je mehr empfängt sie wieder;

Rätsel S. 163: Tagedieb.

L	I	B	E	L	L	E
M	E	I	S	T	E	R
F	L	I	E	G	E	R
T	O	R	P	E	D	O
B	A	U	T	Z	E	N
S	C	H	W	E	I	Z
F	R	E	I	T	A	G

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 12, Jahrgang 1924 trafen nach Redaktionsluß von Band 13 ein, so daß sie in diesem Band nicht aufgenommen werden konnten, von Ludwig Auer, Hof (6); Franz Baumann, Hamborn-Alsum a. Rh. (1); August Bröderlein, Halle a. d. S. (6); Graef, Affenheim (4); Ludwig Schutt, Lambrecht, Rheinpfalz (7); Alfons Werner, Vohr a. M. (4). Richtige Lösungen aus Band 13, Jahrgang 1924 sandten ein: Emil Abelsberger, Magdeburg (6); Rosalie Bürgel, Köln a. Rh. (6); Karl Max Bötel, Prag (6); Hermine Carlßen, Altona (6); Wilhelm Deiters, Hamburg (6); Hubert Elling, Fürth i. B. (6); Martin Förtsch, Bamberg (5); Franz Veischnur, Kaiserslautern (1); August Mehing, Lambrecht, Rheinpfalz (3); Ludwig Kauscher, Frankfurt a. M. (1); Ludwig Schutt, Lambrecht, Rheinpfalz (5); Erwin Telemann, Bonn (5); Heinrich Tägerstedt, Magdeburg (6); Anna Ulrichs, Paderborn (5); Johannes Vornberg, Dessau (6); Ernst Wächter, Bremen (6); Alfons Werner, Vohr a. M. (3); Franz Zinte, Tetschen a. d. E. (6); Otto Zorn, Bielefeld (6).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein
in Stuttgart

Die Lieblingsbücher unserer Jugend

Das Neue Universum

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen
auf allen Gebieten, sowie Reiseschilderungen, Erzählungen,
Jagden und Abenteuer

Mit einem Anhang zur Selbstbeschäftigung „Häusliche Werkstatt“

45. Jahresband

Mit 412 ein- und mehrfarbigen Abbildungen und Einschalttafeln, sowie einer mehr-
farbigen Bildbeilage. In schönem Ganzleinenband Gm. 7.50, Schw. Fr. 10.—

Der Gute Kamerad

Illustriertes Knaben-Jahrbuch

Bd. 38. Ein 784 Seiten starker Ganzleinenband in Großformat mit etwa 500 Ab-
bildungen und Kunstbeilagen. Gm. 12.—, Schw. Fr. 15.50

Der Gute Kamerad

Illustrierte Knabenzeitung

Der 39. Jahrgang beginnt am 1. September. Wöchentlich erscheint ein Hest.
Preis vierteljährlich Gm. 2.40, Schw. Fr. 3.—

Der Jugendgarten

Eine Festgabe für Mädchen von 9 bis 14 Jahren
Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts, Gedichte, Unterweisungen
aus Natur, Haus und Geschichte, Beschäftigungen, Sport und Spiele

49. Jahresband

Mit 127 ein- und mehrfarbigen Abbildungen. In schönem Ganzleinenband
Gm. 6.—, Schw. Fr. 8.—

Das Kränzchen

Illustriertes Mädchen-Jahrbuch

Bd. 36. Ein 784 Seiten starker Ganzleinenband mit etwa 500 Abbildungen und
Kunstbeilagen. Gm. 12.—, Schw. Fr. 15.50

Das Kränzchen

Illustrierte Mädchenzeitung

Der 37. Jahrgang beginnt am 1. September. Wöchentlich erscheint ein Hest.
Preis vierteljährlich Gm. 2.40, Schw. Fr. 3.—

In Hunderttausenden von Familien sind über ein Menschenalter unsere Jugend-
Jahrbücher und Zeitschriften erprobt, ihr Wert ist von Eltern und Erziehern aner-
kannt, von Söhnen und Töchtern werden sie stürmisch begehrt, von den Eltern, die
in vielen Fällen ihre eigene Kindheit mit dem „Guten Kameraden“ und dem
„Kränzchen“ verschönt haben, den heranwachsenden Lieblingen gern bewilligt. Der
begeisterte Dank der mit diesen Büchern beschenkten Jugend beweist, mit welcher Treff-
sicherheit in diesen Werken Bildungshunger und Geschmack der Jugend erfasst werden

Zu haben in allen Buchhandlungen

Romane von Georg Engel

Die Prinzessin und der Heilige

5. — 10. Tausend / In Halbleinen Om. 4.50, Schw. Fr. 6. —

Der Name des Autors würde sein Werk genügend empfehlen, der Schöpfer von „Hann Kläth“, „Kathrin“ und anderer viel gelesener Romane hat sich eine Lesergemeinde geschaffen, der jede neue Dichtung von ihm als Geschenk gilt, das dem Leser neue Lebenswerte vermittelt. Sein neuester Roman „Die Prinzessin und der Heilige“ ist ein starkes Buch, dessen Eindrücke sich nicht leicht im Lesen verwischen können und dessen Gesehnisse und Zustandsschilderungen ihm auch einen Bildungsgewinn bedeuten, da sie kulturhistorisch treue Bilder aus längst vergangenen Tagen liefern.

Lokal-Anzeiger, Berlin.

Claus Störtebecker

11. — 13. Tausend / In Halbleinen Om. 6. —, Schw. Fr. 7.50

In keiner seiner Schöpfungen vereint Georg Engel in so bezwingender Weise das Dichtersche mit dem Dramatischen wie in „Claus Störtebecker“. Die Charakterisierung der Umwelt, der Ereignisse, der Menschen, die Schilderung des geheimnisvollen Meerzaubers, das Odysseische und das Leidenschaftliche — alles findet seine plastische Gestaltung. Bekommenheit und Erhebung löst diese Dichtung Georg Engels aus.

Lokal-Anzeiger, Berlin.

Die Herrin und ihr Knecht

21. — 23. Tausend / In Halbleinen Om. 5.50, Schw. Fr. 7. —

Georg Engels Buch ist aus der Gegenwart, aber für die Zukunft geboren. Es erfüllt die edelste Sendung eines Dichtwerkes, Brücken zu schlagen von Mensch zu Mensch, diese Sendung, der fortan die besten Geistes- und Herzenskräfte der Menschheit werden dienen müssen.

National-Zeitung, Berlin.

Die verirrte Magd

10. — 15. Tausend / In Halbleinen Om. 5.50, Schw. Fr. 7. —

„Die verirrte Magd“ ist eine Dichtung von so stark pulsierender Kraft, von so warmer Lebens- und Wesensfülle, ist in ihren Gestalten so klar geschaut, verlebendigt alles Geschehene so plastisch, und selbst ihr Episodenwert ist so quellfrisch und mit so glücklichem Humor aufgefaßt, wie wirklich nur ein echtes Dichtwerk von schön geübtester Kunstübung das alles zu geben hat.

Der Tag, Berlin.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Meine Tibetreise

Eine Studienfahrt durch das nordwestliche China und
durch die innere Mongolei in das östliche Tibet

Von **Dr. Albert Tafel**

Zweite Auflage

500 Seiten Text mit 14 Abbildungen im Text, 32 Tafeln,
einem mehrfarbigen Titelbild und einer Übersichtskarte
im Maßstabe 1 : 10 000 000

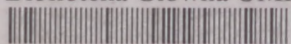
In Halbleinen gebunden Gm. 15. —, Schw. Fr. 20. —

Inhaltsübersicht: Vorbemerkung, I. Landetnwärts. II. Im Söf-
land am Hoang ho. III. Durch die innere Mongolei. IV. In Kan su
und an der Grenze Tibets. V. Zum Kuku nor. VI. Im Kloster der
hunderttausend Bilder. VII. Ausbruch ins Ts'ao ti. VIII. Zum Amne
Matschen. IX. Nach Ts'atdam. X. Nach Hochtibet. XI. Überfall und
Rückzug. XII. Neue Fahrt. XIII. Das nördliche Kam. XIV. Durchs
Goldflußland. XV. Das Geheimnis des gelben Flusses. Tibetische
Fabeln, Sprüche und Rätsel. Register

Tafels Werk vereinigt wissenschaftliche Gründlichkeit mit
einer Flüssigkeit der Darstellung, die Seite für Seite wie
einen spannenden Roman lesen läßt. Der Episode ist
breiter Raum gewidmet; so haben wir eine Fülle von
Zeichnungen ethnographischer Einzelheiten, die ein höchst
plastisches Gesamtbild ergeben. Das Buch erinnert in
jeder Hinsicht an die besten Vorbilder klassischer Forscher-
literatur und kann ohne weiteres Sven Hedins Werken
als ebenbürtig zur Seite gestellt werden. An Abenteuer
ist es sogar reicher als die Reisebeschreibungen des
großen Schweden. Durch die ausgezeichnete Bilderbei-
lage wird es eine Zierde jeder Bücherei. Es ist eines der
besten Bücher seiner Kategorie / Berliner Volkszeitung.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Biblioteka Główna UMK



300020176406

